



**Kohlrüben vs.
Kapitalismus**

**Der Teufel in
der Bibelbox**

El Egoiste

**Erlenholz &
Gruftruforgien**

Der letzte Akt

**Lost in the
Back-Office**

**Jäger &
Sammler**

Ächte Fans

ELEGOISTE

SOZIALABBAY?
ICH FÜR MEINEN TEIL
BIN FÜR DIE AGENDA
20 ZEHEN!



Comic: Ulf Salzmann

IMPRESSUM

DIE RAMPENSAU – Literatur, Kunst, Alltag in Erfurt erscheint vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn, Auflage: 1.000 Stück, kostenlos, Herausgeber: Kulturrausch e.V., Brühler Str. 50, 99084 Erfurt, Tel.: 0361 - 2 11 59 66, E-Mail: die.rampensau@gmx.de Netz: www.kulturausch.org Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank 24, BLZ: 820 700 24, Konto: 165 430 000 Redaktion: Thomas Putz (V.i.S.d.P.), Sid Eisengurrer, Peter Raulfs, Janek el Cäsard Satz und Layout: Daniel Tanner Druck: Fehldruck Erfurt Abo: Schickt 1.44 EUR in Briefmarken und Ihr bekommt die nächste Ausgabe zugeschickt

Texte (max. 3 Schreibmaschinenseiten) und Kurzvita bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Bildbeiträge bis A4-Format können in Originalgröße zugesandt oder gemalt werden, größere Formate nur verkleinert, als Foto oder auf Datenträger. Für Manuskripte jeglicher Art wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte bleiben bei den Autorinnen und Autoren. Die in der Zeitung vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider.



ANNA KRAM

Ram|pen|sau, die: (1) manisch-egozentrisch veranlagte Charaktere, die nichts unversucht lassen, ihr klägliches Talent ihren Mitmenschen auf der Bühne aufzunötigen; (2) Personen, die den Bühnenauftritt von Schauspielern, Musikern und Literaten durch einfältiges Verhalten und ihnen nicht zustehende Anwesenheit auf der Bühne sabotieren; (3) Zeitung für Literatur, Kunst und Alltag in Erfurt

DOMPLATZ 4 99084 ERFURT
TELEFON 0361.2622658
EMAIL INFO@KAFFEE-H.DE
WWW.KAFFEE-H.DE

Vorneweg

In den Tagen vor dem endgültig letzten Termin für die Druckerei sind die Aschenbecher vor dem Rechner ständig voll. Gläser und Teller türmen sich in der Spüle, überall liegen Merktzettel und Korrekturausdrucke herum, stündlich werden die Mails abgerufen und Anrufe kommen mit der Bitte, doch noch das A in ein B und das C in ein D zu ändern. Dabei hat man glatt vergessen, daß man ja noch gar nichts gegessen hat. Also schnell einen Döner geholt und noch einmal den letzten Text gelesen. Die Knoblauchsoße tropft derweil auf die Tastatur. Ist jetzt auch egal. Dann weiter: Bilder und Textrahmen hin und her geschoben, größer, kleiner, importieren, exportieren, plazieren und das ganze Programm wieder von vorn. Der Rechner rumpelt verdächtig – jetzt bloß keinen Absturz provozieren. Stattdessen ruhig auf ihn einreden, Streicheleinheiten geben. Das hilft. Irgendwann ist dann die Nummer fertig und man legt sich schlafen.

Zum Inhalt: Nach den ersten beiden Nummern haben wir konstruktive und weniger konstruktive Kritik zu unserem Magazin bekommen. Da uns selbstverständlich fast jede Anmerkung wichtig



ist, widmen wir uns zu Beginn unter dem Motto Kritik und Selbstkritik ausführlich dem Geschehen.

In der Regionalabteilung eröffnen wir die Rubrik »Orte«, in der zukünftig versteckte Sehenswürdigkeiten unserer kleinen Metropole gesucht und vorgestellt werden. Neben den schon institutionalisierten Kolumnen von Ralf Rudolphy und Andy Leuthe wird in Zukunft auch die Erfurt-Leipzig-Connection ausgebaut. Einen Anfang machen die Beiträge der LE-Szene-Hipster Makarios und Volly Tanner. Mit »Lost in the Back-Office« landen wir auf dem harten Boden der Agenda 2010.

Im Literaturteil gibt es Kurzprosa von Christoph Steier und Kerstin Holzheu und Lyrik von Sven Hoffmann und Jonas M. Wetzel. Maik Lippert sagt uns anschließend, wie man auf keinen Fall mit seinen Texten auf der Leipziger Buchmesse landet und Peter Heilbronn seziert assoziativ das Ich im Alltag.

Mit »Jäger und Sammler« wird aufgrund der miserablen Pilzsaison das »Gold der Ostsee« beschworen und am Ende werfen wir wieder den Blick auf die Siege und Niederlagen des Erfurter Fußballclubs Rot-Weiß.

Noch ein Hinweis: Leider haben wir derzeit einige Probleme mit unserem Web-Server. Die Kulturtausch-Seite ist daher nicht erreichbar und die Mails kommen nicht an. Die aktuelle Mail-Adresse ist: die.rampensau@gmx.de, bei der auch der Newsletter bestellt werden kann.

Wir wünschen Freude beim Lesen und warten wie immer auf Eure Kritik.

Die Redaktion

Unser Titel

Uta Hünninger: »Suleika«
Acryl/ Tempera auf Karton, 2002
94 x 52 cm

Aktuelle Ausstellung im Kunsthaus
Siehe Artikel auf Seite 6

INBOX

- 4 Engel müssen Wasser lassen**
Alexander Platz

ERFURT

- 7 Physik und Philosophie**
Jörg Berglinger

- 9 Der Teufel in der Bibelbox**
Ralf Rudolphy

- 10 Erlenholz und Gruffruforgien**
Makarios über Pratajev

AKTUELL

- 12 Lost in the Back-Office**
Daniel Tanner

- 13 Mehr als penetrant - Th. W. Adorno**
Alexander Platz

KUNST

- 14 C. D. Spinne**

STORY

- 15 Schonung**
Christoph Steier

- 16 Der letzte Akt**
Kerstin Holzheu

- 18 Kohlrüben vs. Kapitalismus**
Volly Tanner

LYRIK

- 19 Sven Hoffmann & Jonas M. Wetzel**

REZENSION

- 21 Mittelalterliches Erfurt & Fahrten ins Sediment**
Klaus Baum & Stefan Schütz

MARKTPLATZ

- 22 Vergessen Sie ihre Manuskripte**
Maik Lippert

- 23 ICH Rampensau - du leben - erhängt**
Peter Heilbronn

- 23 FRAUENMÄNNER**
Ulf Salzmann

JÄGER & SAMMLER

- 25 Das Gold der Ostsee**
Daniel Tanner

ÄCHTE FANS

- 26 Auswärtssieg**
Sid Eisengurrer

- 26 Kudernatschs Weisheiten # 02**
André Kudernatsch

Engel müssen Wasser lassen oder Kritik und kritische Kritik

Von Alexander Platz



Janek el Cäsard: Kulturgendarm. Acryl auf Leinwand

Es ist zwar schon eine Weile her, aber es ist ja an und für sich nicht ungewöhnlich, daß einem manchmal bestimmte Dinge von Zeit zu Zeit den Appetit verderben, weil sie wochenlang zwischen Schließmuskel und Magenpförtner herum grummeln. Letztlich kann man dann nur froh sein, daß sie sich – wenn auch verspätet – wieder heraus trauen. Bisher sind mir zwei öffentliche Kritiken zu diesem wunderbaren Organ, Die Rampensau, zu Ohren gekommen.

Die erste bezog sich auf die erste, die zweite auf die zweite Ausgabe. Die zweite ist sehr brauchbar, die erste eigentlich nicht wert, überhaupt erwähnt zu werden. Genau so eine eben, von der einem speiübel wird. Und weil Kritik nicht gleich Kritik ist, und weil ich es mir in den Kopf gesetzt habe eine Kritik zur Kritik zu schreiben, komme ich leider aus dramaturgischen Gründen nicht umhin, die erste eben doch zu erwähnen. Sie stammt vom stadtbekanntem, wenngleich selbsternanntem, Kulturgendarmen unserer kuscheligen Landeshauptstadt Erfurt, und er hat sie uns kundgetan, wahrscheinlich vom Himmel

droben, durch die geheimnisvollen Ätherwellen, direkt hinein in unsere Wohnstuben.

Wenn man kritisiert wird, dann gibt es zumindest schon mal zwei Möglichkeiten darauf zu reagieren. Entweder ist man zutiefst beleidigt und empört oder man beginnt über die Kritik nachzudenken. Bei guter Kritik ist man erst das eine und macht dann das andere, weil gute Kritik eben gerade nicht beleidigt. Doch das und die kommt leider viel zu selten vor. Wenn ich aber kritisch beleidigt werde, dann darf ich guten Gewissens beleidigt sein. Und wenn ich mich beleidigt fühle, dann darf ich selbstverständlich zurück beleidigen. Das ist das Vorrecht, wenn nicht gar die Pflicht eines jeden analen Charakters, um einmal diesen Begriff der Freudschen Terminologie zu gebrauchen. Und der Kulturgendarm fühlt sich offenbar oft beleidigt und er kommt aus dieser verzwickten Kiste offenbar so einfach nicht heraus. Das ist sehr verständlich, schließlich gehört ein Kritiker seines Formats nicht nach Erfurt, sondern vielmehr nach Berlin, Hamburg,

München oder Gera. Lassen wir also Milde walten und schließen ihn in unsere Gebete ein. Soviel dazu.

Da lob ich mir die zweite Kritik. Das ist so eine, bei der man sich erst beleidigt fühlen möchte, dann aber beginnt darüber nachzudenken. Für diese zeichnet verantwortlich Bert Liebig, der das große Ganze nicht aus den Augen verliert und der, laut eigener Aussage, nur das kritisiert, wovon er was versteht. Das klingt schon mal sehr sympathisch. Und deshalb ist wohl diese Kritik in der Antifa-Postille *vertigo* (Juli/August 2003) so leserlich, ausgesprochen amüsan; kurz gesagt: in den wesentlichen Teilen recht brauchbar. Zudem ist es immer angenehm, wenn Leute kritisieren und es dabei verstehen, der empfindsamen Dichterseele unauffällig den Bauch zu pinseln. Worum geht es? Unter anderem um die

Auszug aus der *vertigo*-Kritik (Juli/August 2003)

»(...) Politik, positiv gewendet als ›gesellschaftliche Relevanz‹ ist auch Thema der Kleinkünstler. Alexander Platz am Anfang: ›Allenfalls einen schüchternen Aufruf zum ›Beten für den Frieden‹ ließ sich der eine oder andere entlocken. Problembewusstsein oder kausale Analyse Fehlanzeige. Da haben knapp 300 Jahre bürgerliche Aufklärung ganze Arbeit geleistet.‹ Was sich liest wie eine Milieubeschreibung der deutschen Friedensbewegung meint die Oscarverleihung und gleich danach wird Michael Moore für seine Protest-Show gelobt. Paolo Fusi (wie zum Teufel kommt man an Kolumnen von dem?) geißelt ein wenig oberflächlich den Einzug neofeudaler Strukturen. Benannt wird Bush, was sicher nicht falsch ist, aber am Sprechort Old Europe genau

wie Moore anschlussfähig für den brunzdummen Antiamerikanismus der Straße ist. Genau so verfährt Ralf Rudolffy, der die organisierte Kriminalität der Bush-Administration in astreiner LTI geißelt. Der Erfurter Mob der ›Nacht der aufgewärmten Leichen‹ (a.k.a. Honkytonk) kriegt freilich auch sein Fett weg, hier jedoch macht der Autor am Ende seinen Frieden mit den Verhältnissen: ›Das Leben wird angenehmer, wenn man richtig zu relativieren versteht.‹ (...)

Sicher ist das alles ›nicht so schlimm‹, oder hat einen wahren Kern (wie Fusis Text). Genau so aber funktioniert das Ressentiment: Ein Nadelstich hier, eine kleine Anspielung da und nur nicht wirklich deutlich werden, sonst könnte ja jemand qualifiziert widersprechen. Da haben 150 Jahre halbkritisches Bescheidwis-

sen ganze Arbeit geleistet. (...)

Wahrscheinlich ist Rudolffy in der selben Antifa-Gruppe wie SPD-Youngster Carsten Schneider, der ja auch nach eigenen Angaben im Untergrund gegen den Faschismus kämpft. Folgerichtig wurden beide noch nie auf einer antifaschistischen Aktion gesehen.

Die von Tanner gewünschte gesellschaftliche Relevanz lässt sich mit antiamerikanischem Ressentiment leicht erreichen, ist doch die Hälfte der Deutschen sicher, mit Bratwurst und Ballermann Bagels und Jazz überlegen zu sein. Mit Analyse haben das nichts zu tun. (...)

Kontakt: *vertigo* - Zeitung gegen den alltäglichen Wahn, Besetztes Haus Erfurt, Rudolstädter Str. 1, 99099 Erfurt

Art und Weise der Auseinandersetzung der »Kleinkünstler« mit dem Thema Politik. Des weiteren um diese zutiefst bürgerliche Art der Analyse und Kritik, die nicht konkret wird und somit auch niemanden weh tun kann. Vielleicht auch um das zu wenig bzw. nicht konsequent genug zu Ende denken.

An dieser Stelle fühle ich mich ertappt, da habe ich mich hinreißen lassen bzw. mich selber hingerissen. Da gibt es nicht viel zu entschuldigen. All das ist ja letztendlich, da stimme ich dem Kritiker uneingeschränkt zu, nichts anderes als sozialdemokratisch, und wer will das schon ernsthaft sein. Zweifelsfrei war die Protest-Show von Michael Moore anlässlich der diesjährigen Oscar-Verleihung eben auch nur eine Show. Aber immerhin und vielleicht das Mindeste was man erwarten kann. Ganz eigentlich aber, und das ist der Punkt, sollte man sich zu schade sein, sich mit solch einem Dreck, wie der Oscar-Verleihung, überhaupt auseinanderzusetzen. Damit wäre schon alles gesagt, aber die Gelegenheit scheint günstig, über den eigenen Tellerrand hinaus zu schauen.

Sid Eisengurrer wird da etwas uncharmant mit seinen, wie auch immer gearteten, Männerphantasien an die *Offene Arbeit* verwiesen. Das vermag ich nicht zu beurteilen. Paolo Fusi wird für seine Anschlußfähigkeit an den »brunzdummen Antiamerikanismus der Straße« gerügt. Das läßt sich nicht völlig von der Hand weisen und nebenbei, dieser »Antiamerikanismus der Straße« ist wirklich brunzdumm. Wann sickert das endlich durch, daß diese ganzen Sauereien ihre Ursache nicht in diesem oder jenem korrupten, religiös-fanatistischen oder verblödeten Politiker haben?

»Weit davon entfernt, missionieren zu wollen, soll, kann und muß *Die Rampensau* wohl all dem Platz bieten; von der Nabelschau, über den individuellen Anarchismus bis hin zum Aufruf zur Weltrevolution. Und letztlich werden in jedem noch so kleinen Nabel, die gesellschaftlichen Verhältnisse reproduziert.«

Die Unterschiede zwischen den Bushs und Clintons sind nun wirklich marginal. Vielmehr sind sie Begleiterscheinung des kapitalistischen Systems, ja mehr noch, es setzt sie zwingend voraus. Aber das nur am Rande.

Vor allen anderen bekommt bei dieser Kritik Ralf Rudolffy sein Fett weg. Sicher, es läßt sich ja gar nicht abstreiten, daß auch hier an Liebigs Analyse etwas dran ist. Und natürlich darf alles, was erscheint, auch kritisiert werden. Aber da verstehe ich die ganze Aufregung nicht. Das was uns Rudolffy präsentiert ist eben keine gesellschaftliche Analyse, sondern individueller Anarchismus. Dazu kann man stehen wie man will, aber genauso sollte es behandelt werden. Schließlich muß bei Rudolffy bzw. der Rampensau im allgemeinen unterschieden und ihr zugute gehalten werden, daß sie alles andere von sich behauptet, als ein politisches Kampfblatt zu sein. Nicht zuletzt das macht sie sehr sympathisch, weil unverdächtig undogmatisch. Weit davon entfernt, missionieren zu wollen, soll, kann und muß sie wohl all dem Platz bieten; von der Nabelschau, über Rudolffys individuellen Anarchismus bis hin zum Aufruf zur Weltrevolution. Und letztlich werden in jedem noch so kleinen Nabel, die gesellschaftlichen Verhältnisse reproduziert. Es lohnt sich also auch da hinein zu schauen. Wenngleich die Frage:

Was ist, soll, kann, darf, muß Die Rampensau sein? eine wichtige ist, und auch fürderhin (nicht nur intern) diskutiert werden sollte. Ein anderes Thema.

Um auf die Kleinkünstler und deren Verhältnis zur Politik zurückzukommen: Abschließend bleibt die Frage, ob Kunst überhaupt politisch sein kann, da sie doch irgendwie immer individuell ist? Diese Frage kann getrost mit ja beantwortet werden. Kunst kann politisch und individuell zugleich sein. Aber mit ihr ist das immer so eine Sache: Meistens wird es nämlich hochgradig peinlich, wenn ein erwachter Mensch uns mit politischer Lyrik oder Prosa zu erwecken versucht. Gut politisch Literatur bzw. Kunst zu machen, ist und bleibt wohl ein Privileg der ganz großen Könner und da fällt mir in der Tat, zumindest was die schreibende Zunft anbetrifft, gegenwärtig niemand ein. Das ist eben der Unterschied zum politischen Journalismus. Einen Versuch ist es aber allemal wert.

Kunst ist also irgendwie immer individuell, das ist und bleibt wohl richtig und so ist und bleibt es eben auch eine individuelle Frage, wie ich mit ihr verfare, wozu ich sie letztlich gebrauche, was ich für Ansprüche und Erwartungen daran knüpfe. Daher nun mein ganz individuelles Fazit: Ich gelobe Besserung, an den Stellen, wo es sich an-



ALTSTADTKNEIPE

**GROSSE ARCHE 8
99084 ERFURT
TEL.: 0361 - 6421840**

Offen: Mo ab 19 Uhr, Di-Sa ab 12 Uhr, So ab 13 Uhr

TIKO

**Michaelisstr. 34
99084 Erfurt**

So + Mo ab 18 Uhr
Di - Fr ab 12 Uhr
Sa 12 Uhr - 14 Uhr
und ab 18 Uhr



»Nachtfarben«

Die erste Rock-Operette der
kleinkunstbrigade ANNA KRAM
hat Ende Oktober Premiere

Das letzte große Theaterstück der kleinkunstbrigade ANNA KRAM liegt schon zwei Jahre zurück. Jetzt versucht sich die freie Erfurter Theatergruppe mit ihrem neuen Stück »Nachtfarben« an einem anderen Genre, das eigens dafür geschaffen wurde: der Rock-Operette. Musik und Spiel, Gesellschaftskritik und Spaß fließen im Stück in gewohnt eigenwilliger Form zusammen. Den Text schrieb Sid Eisengurrer, die Musik kommt von André Rauch, Regie führte Andreas Wieske.

Worum geht es? Die Protagonisten der Geschichte sind Julius, Julia, Krümel und Bonsai, vier Jugendliche einer x-beliebigen (Groß-)Stadt. Ihr Lebensraum – oder besser ihre Lebenszeit – ist die Nacht. Sie gibt ihnen Distanz zum Alltag, sie gibt ihnen die Möglichkeit, sich zu entfalten und sich auszuprobieren, sie gibt ihnen Schutz. Julius überkommt jedoch zunehmend das Gefühl, daß auch die Nacht sich verändert. Er versucht mit seinen Freunden darüber zu reden, doch diese wollen davon nichts wissen.

Dann erfährt Julia, daß die Nacht tatsächlich geschäftlichen Interessen anheim fallen soll. In der Hoffnung, gemeinsam dagegen vorgehen zu können, erzählt sie es ihren Freunden. Und wie das Leben so spielt, kommen noch Freundschaft, Verrat, Liebe, Gewalt und Korruption dazu. Und dann gibt es ein Wunder und bis zum bitteren Ende ein Happy-End. (jb)

Premiere »Nachtfarben«: Freitag, 31. Oktober, 21 Uhr, Aula des Erfurter Ratsgymnasiums, Meister-Eckehart-Straße. Danach: Premieren-Party im Predigerkeller. Eine weitere Aufführung findet einen Tag später (1. November) zur gleichen Zeit und am gleichen Ort (auch danach Party im Predigerkeller) statt.

Kino-Winter im Café DUCKDICH

Nachdem die Saison der Freiluftgastronomie für dieses Jahr vorbei ist, ist nunmehr wieder die richtige Jahreszeit, öfter ins Kino zu gehen. Für den Herbst halten die Kinoveranstaltungen im Café DUCKDICH der Engelsburg wieder ein interessantes Programm von Filmen bereit, die manch einer immer schon-mal oder mal-wieder gerne sehen möchte.

Der November bringt Filme vom »Fünften Kontinent«, also Australien und Neuseeland und im Dezember geht es, dem Monat angemessen, um das Thema Schnee.

Wachsender Beliebtheit erfreuen sich auch die nunmehr regelmäßig alle zwei Monate veranstalteten Filmnächte: zwei oder drei Filme am Stück zu einem ausge-

wählten Thema. Hier das Programm im einzelnen:

- 05. 11. Siam Sunset (AUS 1999)
- 12. 11. Heavenly Creatures (NZL 94)
- 19. 11. Die letzte Kriegerin (NZL 1994)
- 26. 11. Muriels Hochzeit (AUS 1995)
- 03. 12. Fräulein Smillas Gespür für Schnee (D 96)
- 10. 12. Winterschläfer (D 1997)
- 17. 12. Fargo – Blutiger Schnee (USA 96)
- 20. 12. Filmnacht ROBERT ALTMAN mit: Prêt-à-porter und Short Cuts

Die Filme mittwochs jeweils 21 Uhr (Filmnacht 20 Uhr) im Café DUCKDICH, Erfurt, Allerheiligenstr. 20/21

Uta Hünninger im Kunsthaus

Uta Hünninger ist eine phantastische Zeichnerin und eine leidenschaftliche Malerin. Nachdem sie in den letzten Jahren in zahlreichen Ausstellungen in namhaften Galerien und Museen u.a. in Berlin, Bonn, Gera, Dresden, Zürich vor allem mit ihren kraftvollen Zeichnungen vertreten war, überrascht sie in ihrer jüngsten Ausstellung in der Galerie im Kunsthaus mit Neuer Malerei.

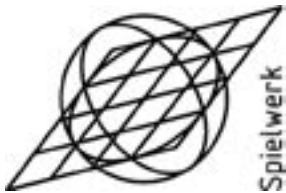
Uta Hünninger in Weimar geboren, studierte von 1977 bis 1982 an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee Grafik. Danach war sie in der Künstlerszene des Prenzlauer Bergs aktiv, dort fand man sie in Ausstellungen, Künstlerbüchern und grafischen Editionen. 1989 erhielt sie Ausstellungsverbot und reiste nach Berlin-West aus. Seit 1996 wohnt sie wieder in Thüringen.

Neben Malerei, die sich mit dem Landschaftsraum auseinandersetzt, stellt sie in ihrer aktuellen Ausstellung eine Reihe von Porträts vor: Mütter, Töchter, Madonnen. »Die Temperagemälde sehen aus wie in den 1930ern die Mehrfachbelichtungen des Fotografen Edmund Kesting: Köpfe ohne Hintergrund, doppelt gemalt das Gesicht, ein rhythmisches Heben und Senken, entblößter Charakter trotz aller Romantik, Mut zur Arabeske.«

(sal)

Die Ausstellung ist bis zum 22. 11. 03 in der Galerie im Kunsthaus, Michaelisstr. 34 zu sehen. Öffnungszeiten: Di - Fr: 12.00 -18.00 Uhr, Sa 10.00 - 14.00 Uhr





Physik und Philosophie

Das »Thüringer Spielwerk« baut strategische Brettspiele, wie sie so noch nie da waren

Wenn sich jemand mit ganzem Herzen der historischen Entwicklung des Schachs widmet, aus den erhaltenen Bruchteilen die Spielregeln des Urschach rekonstruiert und noch dazu die Schachbretter selbst anfertigt, kann man im positivsten Sinne von einem Freak reden. Und wahrlich: Jan Frank, Erfinder und Bertreiber des Thüringer Spielwerks, ist ein solcher. In seiner Wohnung, die gleichzeitig Werkstatt und Entwicklungslabor ist, hängen diverse Brettspiele an den Wänden, der Computerbildschirm ist flach in den Schreibtisch eingelassen und die Werkbank ist voll mit Holzleisten und Brettern, auf einem Tisch stehen Farben und Pinsel. Das sieht nicht nach entrückter Spinnerei aus, sondern nach gut durchdachter Arbeit.

Unikate handgemacht

Seit 1999 erfindet und baut der ursprünglich aus Gotha stammende gelernte Handwerker strategische Brettspiele. Uns zwar als Unikate: »Die vier Bausteine der Unikate sind die Bauform, die Spielfläche, die Farben und der Charakter.« Das heißt, jeder der vier Bausteine kann bei der Bestellung eines Spiels selbst variiert werden, und so entsteht ein Unikat, dessen Zusammenstellung einmalig ist. »Ich baue das Spiel, wie du es willst«, bringt Jan Frank die Spielwerk-Philosophie auf den Punkt. Und daß dabei alles in einer, nämlich seiner Hand bleibt, versteht sich von selbst – vom Holzbau der Spielbretter oder Spieltische über die Bemalung der Spielfläche bis hin zur Gestaltung der Spielanleitung am Computer. Um eine Vorstellung vom Aufwand zu bekommen: Für den Bau eines Brettspiels mit einer Fläche von 60 x 60 cm etwa braucht er inklusive der Bemalung ca. 8 Stunden.

Damit unterscheidet sich der Unikatsbau von der seriellen Spieleproduktion, die von größeren Spielverlagen, wie z.B. Ravensburger, in Auftrag gegeben werden. »Natürlich wäre es toll«, meint Jan, »wenn auch die Spielwerk-Spiele zukünftig in Serie produziert werden und im Handel erhältlich sein würden, aber meist passen die Spiele nicht in das Profil der Verlage. Und eine Produktion in Auftrag zu geben, erfordert viele Investitionen, bis hin zum Vertrieb.« Außerdem gehe es ihm nicht hauptsächlich um die Produktion der Spiele, vielmehr sei für ihn die Entwicklung der Spiele das Wichtigste. Denn seit 1998 ist er auch als Spieleautor tätig. Bisher hat Jan Frank für

das Spielwerk drei große Strategiespiele entwickelt.

Urschach und Physik

Das erste ist das schon erwähnte Urschach, *Tschaturanga*. Aus der Spielanleitung kann man erfahren, daß die Ursprünge des Schachspiels vor ca. 3000 Jahren in Indien liegen. Man weiß bis heute nicht genau, wie es damals aussah und wie es gespielt wurde. Fest steht nur, daß es gewürfelt wurde und daß der Schah, ein indischer Herrscher, schon damals die Hauptrolle spielte. Aus den überlieferten Bruchstücken entwarf der Spielwerk-Macher *Tschaturanga* neu. Man kann es mit zwei oder vier Spielern und in drei verschiedenen Varianten, die den historischen Linien der Schachentwicklung folgen, spielen.

Das zweite opulente Brettspiel *Glamour*, ein »Schiebespiel mit den Kräften der Natur«, wurde auf Grundlage der großen physikalischen Gesetze von Kepler bis Newton entwickelt. *Glamour* kann von 2 bis 4 Spielern ab 12 Jahren und in drei Varianten gespielt werden: »Sonnen und Planeten«, »Das magische Pendel« und »Protonen und Elektronen«.

Das dritte gerade fertiggestellte Spiel heißt *Chronus – Das Spiel mit der Zeit*, ein kreisrundes Brettspiel, in dem Tag und Nacht – zwei Mitspieler – um die Herrschaft über die Zeit ringen. Alle drei Spie-

le können bei Spielwerk in verschiedene Variationen bestellt werden.

Und es geht weiter: Gerade arbeitet Jan Frank an einem Philosophiespiel, zu dessen Entwicklung eigens eine Autorengruppe gegründet wurde. Dabei gehe es im wesentlichen um Fragen zu Philosophie und Philosophiegeschichte. Wer Interesse an der Mitentwicklung des Spiels hat, kann sich unter der E-Mail-Adresse von Spielwerk melden. Zudem ist die Web-Site gerade im Aufbau, auf der man sich zukünftig seine eigenen Unikate zusammenstellen kann. Selbstverständlich erfährt man dort auch allerhand über die Spiele und deren Hintergründe. Physik und Philosophie, Tag und Nacht, Schah und Soldat – das Spiel kann also beginnen.

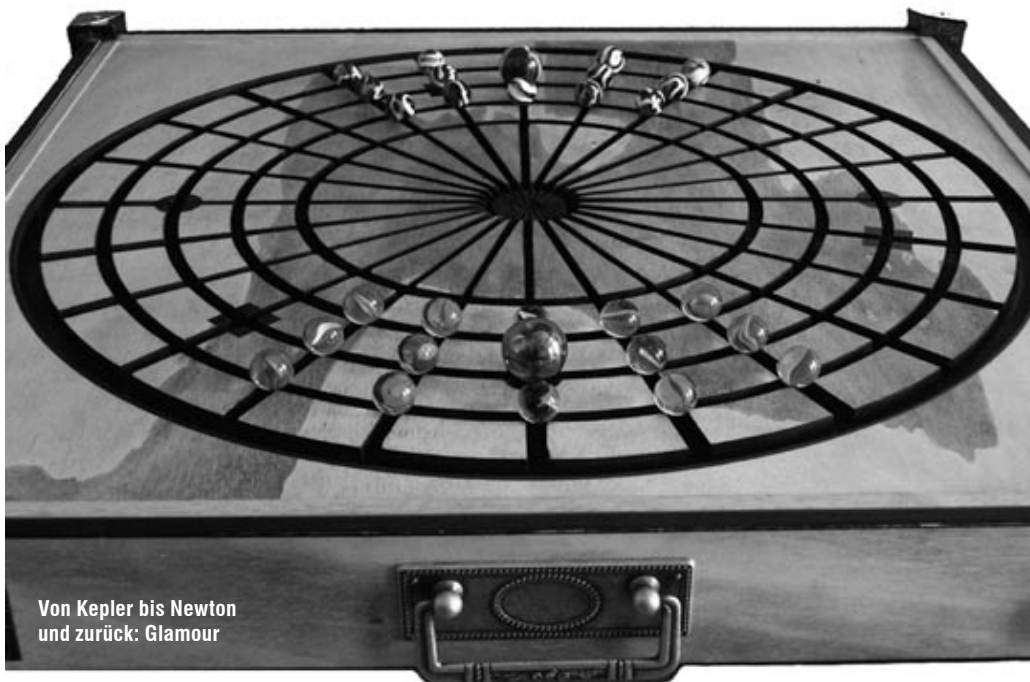
Jörg Berglinger

Kontakt: Thüringer Spielwerk, c/o Jan Frank, 99084 Erfurt, Trommsdorffstr. 2, Tel: 0361 - 3 80 66 85, E-Mail: spielwerk@web.de, www.thueringer-spielwerk.de

Spielwerk-Weihnachtsaktion:

Alle Urschach-, Schach- und Dameunikate, die im Zeitraum von Oktober bis Ende November bestellt werden, bekommen einen Rabatt von 10 Prozent und Mitspielpunkte (siehe www.thueringer-spielwerk.de)

Für alle, die *Tschaturanga/ Urschach* erst einmal ausprobieren wollen, gibt es die laminierte Spielversion für 3,50 Euro (incl. 1 Satz Schachfiguren: 10 Euro) + Porto



Von Kepler bis Newton und zurück: *Glamour*

Auch zu Zeiten sogenannter Globalisierung und Vernetzung kommt es gelegentlich noch vor, daß man irgendwo auf der Welt auf ein Völkchen trifft, das bisher in keinem Kontakt zum Rest der Erdbewohner stand. »Schade«, sage ich dann, »das wars. Schluß mit lustig für die Leute.« Denn daß die Gnade der Unkenntnis der vermeintlich armen Wilden schnell beseitigt werde, dafür wird gesorgt. So ist eins vor allem sicher: unverzüglich setzen diverse Religionsgemeinschaften ihre Stoßtrupps in Marsch, denn schließlich kann es nicht angehen, daß auf der Welt Menschen leben, die von der eigenen überragenden Weltanschauung verschont geblieben sind.

Doch nicht nur die Regenwälder Brasiliens oder Neuguineas sind beliebte Revire für das voll in Ordnung befundene Bestreben, anderen Menschen den eigenen Kopfinhalt aufzudrängen. Auch die östlichen der deutschen Bundesländer sind längst zum Missionsland erkoren worden, will heißen: nichts wie hin, und den Bewohnern mit Bibellesen und christlichem Liedgut schwer auf den Geist gehen.

Auf dem Domplatz steht die Bibelbox: ein mit blauer Siloplane verkleideter Würfel vom Gerüstbauer, in dessen Inhalt der unwissenden Welt die Wunder der achso-heiligen Schrift nähergebracht werden sollen. Ein Versuch, der bei genauerer Betrachtung genauso skurril wirkt wie der Inhalt der dubiosen Schwarte – auch eine bemüht auf dufte und modern gefriemelte Präsentation kann nicht über archaisches Gedankengut hinwegtäuschen. Wer nicht hineingeht, verpaßt nicht viel. Auf zwei Etagen und in muffiger Luft verkünden Stoffbahnen Zitate aus dem namensgebenden Wälzer. In dem zugehörigen Flyer liest sich das so: »Die Bibelbox ermöglicht Ihnen in Stoffbahnen und Installationen, in Hörstationen und interaktiven Elementen die Möglichkeit zur Begegnung mit zehn biblischen Personen«. Die Möglichkeit ermöglichen? Diese Aussicht ist, wie sprachlich schräg, insgesamt so anregend und faszinierend wie ein Museum für getragene Sportsocken.

Vor allem angesichts herrschender Temperaturen von 30 Grad und darüber fällt es leicht, gemessenen Schrittes am blauen Kubuszelt vorbeizusteuern, Kurs Lieblingscafé, einem bei weitem verehrungswürdigeren Ort, als es alle Ställe von Bethlehem und Messias-Wirkungsstätten zusammengenommen je sein könnten. Mein gelobtes Land, in dem Latte und Cappuccino fließen, und wo sich die Zumutungen und Frechheiten der Welt angemessen ignorieren lassen.

Doch die Frechheit der Welt ist heute hartnäckiger als sonst. Sie steht mit Gitarre und Singschar auf der Bühne und inszeniert einen so eindrucksvollen Gegenentwurf zum Begriff der Menschenwürde, so daß es doch reizt, kurz stehen-zubleiben und das merkwürdige Treiben zu beobachten.

Gerade hallelujaht ein vollbärtiger Prediger mit einer Krawatte, auf der lauter VW-Käfer aufgedruckt sind, über die Ur-

Der Teufel in der Bibelbox

Von Ralf Rudolffy

heberschaft der Bibeltexte auf die rund zwanzig Zuhörer ein – mehr sind es nicht, die sich von solch frohen Botschaften anlocken lassen.

»Wie die Sekretärin für ihren Chef einen Brief schreibt, so ist doch der Brief nicht von der Sekretärin, sondern von ihrem Chef«, erklärt der Barträger, – aha, ein Bürogleichnis – also: was sich also einst möglicherweise vor zweitausend Jahren der Klatschkolumnist der Jerusalemer Bildzeitung beim Haschischpfeifchen zur Welt zusammenreimte, ist letztendlich vom himmlischen Wolkenschieber höchstpersönlich verfaßt. Das kann einen schon umhauen.

Natürlich ist das Stehenbleiben ein Fehler, denn bei allen Seelenfängern der Welt war und ist es noch immer keine schlaue Geste, auch nur eine Andeutung von Interesse zu zeigen – zu schwer wird man die Bande wieder los. Sofort startet im Kopf einer der Jesusjüngerinnen die himmlische Software: »Los! Missionieren! Ja, genau, den Typ da, der gerade stehengeblieben ist. Mach hin!«. Mit diesem Befehl kommt ein Mädchen von vielleicht 20 Jahren herangeflitzt. Eigentlich sieht sie ganz normal aus. »Schade drum«, denke ich.

»Interessiert dich unser Gottesdienst?« fragt sie in einem Tonfall, der als Antwort Sätze erwartet wie »Oooh, jaaaa! Errette mich! Taufe mich! Erlöse mich von meinen Sünden!«

Sie wird enttäuscht. »Nein!« gebe ich mit aller zur Verfügung stehenden Entscheidung zurück, und, damit erst gar keine Unklarheiten aufkommen: »Ich diene keinem Gott! Und dabei wirds auch bleiben.«

Nun sollte man eigentlich meinen, daß eine derart unzweideutige Auskunft ausreichen sollte, ihr die Aussichtslosigkeit ihrer Mühen und die Verlorenheit des Postens, auf dem sie steht, vor Augen zu führen. Aber weit gefehlt! Wie es Männer gibt, die das »Nein« einer als Beute ausersehene Frau erst recht als Eroberungsauftrag auf-

fassen, so geht es offenbar auch der Klinkenputzerin des Herrn.

»Oh, das ist aber schade! Warum denn nicht?« Das ist das Lästige an diesen Leuten. Sie halten das Zeug, mit dem ihr eigener Kopf angefüllt ist, für so rasend wichtig, daß sie meinen, alle anderen müßten sich für ihren Un- oder Andersglauben erklären. Verlangte ich denn von ihr, sich zu rechtfertigen? frage ich zurück. Der Gedanke scheint der Christusanhängerin neu zu sein.

»Ja, aber ... Wo doch klar ist, daß es einen Himmel gibt und eine Hölle, wie kann man sich dann dem Herrn verweigern!«

Und wenn ich nun nicht glaube, daß es dergleichen gibt?

»Wie kannst du dir da so sicher sein?« kommt unverzüglich die einstudierte Replik. Und für Leute, die so wenig einen Zweifel kennen, daß sie ihre Freizeit dafür opfern, arglose Passanten zu missionieren, hat diese Frage eine gewisse Kühnheit. Das scheint die Braut Jesu zu ahnen und flüchtet in einen Sermon, der jede vernunftgeleitete Erwägung zuverlässig ausschließt:

»Aber wo doch nur Gott wirklich freimacht! Und wo doch Satan überall gegenwärtig ist mit all seinen Versuchungen: Alkohol, Sex...« Huuuh!

Ich winke ab, ziehe weiter, die offenbar tröstlichen Versuchungen Satans zu finden. Wohl könnte ich den Tag damit verbringen, mit dem Bibelfräulein darüber zu diskutieren, ob nicht die Erde am Ende doch eine Scheibe sei, erschaffen in sechs Tage aus einer Laune eines himmlischen Despoten. Doch wozu sollte das gut sein? Ich habe Angenehmeres im Sinn, als Fanatikerinnen zu bekehren – oder müßte es in diesem Fall nicht »entkehren« heißen?

Später im Café drücken mir einige Jugendliche ein Flugblatt in die Hand. In diesem mit Comic und vermeintlich jugendgerechter Launigkeit, aber durchgehend im Befehlston – »Lies das hier! Krieg das in deinen Grips!« – verfaßten Blättchen lernen wir: Jesus ist die schärfste Droge überhaupt, dagegen kann man Alk, Hasch, Kokain und LSD voll die Tonne treten. Daß die Zettelverteiler auf hartem Stoff sind, das ist ihnen auch deutlich anzusehen, und zum ersten Mal bin ich Befürworter eines drogenfreien Lebens. ☒

Ralf Rudolffy, Jg. 1966, schrieb in der letzten Nummer über »Die Nacht der aufgewärmten Leichen«

Mit der RAMPENSAU durchs nächste Jahr! – Der Kalender.

Im Dezember in Erfurt.



Eigentlich ist er ja schon lange tot. Und gut 40 Jahre nach seinem Ableben dürften auch die Würmer und Schnecken, Milben und Zecken, Maden und sonstigen am Zersetzungsprozeß beteiligten Widerlinge satt und zufrieden von dannen gekrochen sein. Aber Pratajev lebt.

Nicht daß er uns in irgendeiner Weise körperlich begegnet, als Zombie sehr junge Schwesternschülerinnen erschreckt, nein, Pratajev lebt als Befehl.

Schreib diesen Text und forme jenes Buch, singe dieses doofe Lied und komponiere dazu eine garstige Melodie.

Diese Worte und Sätze hallen durch die Nacht, wenn Künstler in ganz Deutschland grübelnd über ihre Zukunft nachdenken. Und der Befehl hat Erfolg. Immer mehr Material aus Pratajevs Nachlaß wird entdeckt, immer mehr Songs entstehen, als harte Rockmusik getarnt oder als Lied am Lagerfeuer, selbst das Fernsehen konnte im Jahr 2002 nicht widerstehen und jagte einen unschuldigen Komparsen durch das Dickicht Leipziger Randbezirke, denn Pratajev hatte den Befehl gegeben: »Drehe diesen Film«. Diesen Befehl verstanden verschiedene Personen etwas falsch, denn es entstand nur ein kurzer Beitrag, doch was solls, immerhin.

In diesem, dem Jahr 2003, entdeckte Pratajev eine neue Form des Befehle-Gebens. Eine verwunschene Erlenholzgitarre, gebaut in Münster in Westfalen, diene ihm als Werkzeug, einem unschuldigen jungen Mann den Befehl einzugeben: »Singe Lieder, singe Heimatlieder, mit einer Gitarre, wie sie einst mein treuer Freund und Begleiter Anatoli Prumski besaß.« Dieser unschuldige junge Mann, gerade nach Leipzig gezogen, hatte keine Chance, sich zu widersetzen. Flugs eilte er zu dem besessensten aller Pratajev-Befehle empfangenden Künstler, den man Makarios nennt und welcher schon berühmte Punk-Rock-Kapellen mit seiner Stimme verzierte. Makarios arbeitete gerade an einem weiteren, dem Meister huldigenden Werk, da er und sein Verleger Wallgold jr. den Doppelbefehl: »Macht das Buch« bekommen hatten, mußte jedoch sofort seine Arbeit unterbrechen, als der junge Mann aus Münster an sein Atelier klopfte und bat: »Oh Sänger von Wissmut, Sänger von Die Art, Sänger von Prumskibeat, ich brauche Deinen Rat.«

Erlenholz und Gruftruforgien

Der russische Dichter und Sänger Pratajev (1902 - 1961)

Hastig erzählte der junge Mann, welcher den eindeutigen Namen Pichelstein trägt, daß er eine CD produzieren müsse, mit Texten des berühmten und viel zu früh verstorbenen Pratajev, und er, Makarios, sei der einzige, der ihm dabei helfen könne.

Makarios grübelte, sagte, »Komm morgen wieder« und griff in das Fach mit den geheimen Unterlagen. Echte Manuskripte des toten Dichters lagen da, unentdecktes Material zuhauf und einige der Gedichte gab er diesem Pichelstein mit auf den Weg.

Am nächsten Tag hatte Pichelstein zehn Lieder komponiert und der zufriedene Pratajev befahl gar gütig: »Nun, nimm es auf und bring es auf diesen kranken Musikmarkt.«

Er schickte noch eine ganze Orgie von Gruftrufen, mit denen er einst seine Lesungen abschloß, hinterher und Makarios und Pichelstein nahmen eine herzallerliebste CD auf.

Pratajev selbst, durch sein zeitiges Ableben an direkter Mitarbeit verhindert, überwachte das Gelingen, klopfte Veit, dem Techniker im Midas-Tonstudio diverse Male anerkennend auf die Schulter und gab so manche Anekdote aus seinem Leben preis. Wie das geht, wollt ihr wissen? Ein Toter redet? Das ist ganz einfach, wenn ihr einmal Makarios im Studio besucht. Der steht dann vorm Mikrofon und kann nicht singen, weil Pratajev ihm Unmengen an blöden Sprüchen auf die Zunge legt ...

Zu Lebzeiten war Pratajev natürlich nicht nur Dichter und Sänger. Er war Karussellführer, Hilfszahnarzt, Mineralwasserquellenbesitzer, Maler und Erfinder der Katzenrasur. In seinen Büchern wurde gesoffen, gehurt und gemordet, in seinen Gedichten pries er das pralle Leben der russischen Weiten. Inzwischen gelangte durch einen gar barschen Befehl das Gedicht »Lange Haare« sogar in ein deutsches Schulbuch. Und weil wir gerade bei Gedichten sind, im Anschluß folgen einige Beispiele dieser großartigen Lyrik.

Neugierig geworden? Ungläubig stauend? Dann holt Euch die Bücher, holt Euch die Platten und kommt in die Pratajevgesellschaft und lest die *Rampensau*, denn in den folgenden Heften gewähren wir tiefe Einblicke in das Schaffen des Meisters. Los jetzt! Das ist ein Befehl.

Makarios

Makarios, Sänger und Texter von Die Art, Wissmut, Prumskibeat, gilt als Entdecker des Dichters. Außerdem ist er 1. Vorsitzender der Pratajevgesellschaft; er lebt in Leipzig.

Bisher unveröffentlichte Gedichte:

Der Arme

An manchem Abend sitze ich
Auf einer Bank am Birkenhain
Seh der Sonne zu beim Wandern
Schließlich wird sie untergain

Dann kommt Trauer aus den Wiesen
Und es stirbt die Vogelwelt
Würde gern noch etwas trinken
Doch fürs Wirtshaus fehlt das Geld

So muß ich vondannen schleichen
Mit von Gram gesenktem Haupt
Die Welt ist schön - die Welt ist bunt
Selber schuld wer sowas glaubt

Biber

Komm mal mit
Und schau Dir an
Diese Sauerei
Biber rennen
Durch das Dorf
Mir ist 's ja einerlei
Doch Du mein Herr
Und Vet'rinär
Könntest etwas tun
Die Bauern klagen
Über Lärm
Und wollen gern ausruh'n
Streu aus die Köder
Daß sie sich
Nicht mehr so sehr vermehr'n
Biber rennen
Durch das Dorf
Man kann sich 's nicht erklär'n

Neueste Werke: Makarios – Pratajev Almanach Bd. I (160 S., FünfFingerF Verlag Leipzig 2003); Makarios & Pichelstein – Rundblick vom Turm (CD / Upart-Prod./Brachialpop/ 2003) – www.brachialpop.de, www.fuenffinger.de, www.pratajev.info



- The Real Eminem Show -

Guck mal, wer da wohnt

Bei Andi Leuthe ist was eingezogen. Wenn das mal nicht ein Star war!
Ansonsten gilt noch immer: Es rappen nur die Deppen.

Wir haben einen neuen Mieter im Haus. Er steht die ganze Zeit am Fenster, hält sich die Brust und guckt auf die Straße.

Guck mal, da steht einer!« bemerkte Brenda, als wir vor dem Haus den Einkauf aus dem Auto kramten. Tatsächlich! Es war keine Oma, die uns observierte. Die würde ja auch nicht stehen, sondern halb auf



»Eminem stand an seinem Fenster, die Sonne schien voll auf ihn. Um ihn herum war es blau, sehr blau, seltsam blau.«

einem Kissen im Fenster liegen, möglichst darauf bedacht, nicht herauszufallen und dennoch viel mitzukriegen.

Da stand ein junger Mann mit kurzem Haar und hielt sich mit beiden Händen die Brust. In der Wohnung direkt unter uns. Vielleicht war er zu Besuch, oder die Leute, die da eigentlich wohnten, waren ausgezogen und er war der neue Mieter.

Er stand am nächsten Tag noch da, am übernächsten und sogar am Wochenende, ganz frühmorgens, als es nun wirklich nichts zu sehen gab. Ich hatte mir auf Drängen Brendas extra den Wecker gestellt, um das zu überprüfen!

Da stand er, die Hände wie immer an der Brust, regungslos am Fenster und glotzte runter auf die leere Straße. Das heißt, ganz leer war sie ja nicht – ich lief darauf herum und schaute möglichst unauffällig hoch.

Was machte er da um diese Zeit? Warum bewegte er sich nicht? Ein junger Mann muß doch auch mal zucken oder sich wenigstens am Sack kratzen. Nicht so unser neuer Mieter. Absolut regungslos stand er da und hielt Wache. Tagein, tagaus.

Wir schauten immer nur flüchtig zu ihm auf. Nachher war der Typ ein Psychopath und tickte aus, wenn wir ihn zu offensichtlich anglotzten. Also nur mit dem beiläufigen Großstadtblick streifen – bloß nicht mehr.

Dann erst erkannten wir ihn, weil wir abends durchgeschaltet hatten, wie wir das nannten, wenn nichts kam. Im Fernsehen und überhaupt. Bei einem Musiksender lief ein Video, bei dem wir sofort hängenblieben. Ein Typ rannte wild und böse mit seltsamen Arm- und Handverrenkungen auf der Bühne herum, zupfte am T-Shirt, rief vor sich hin und brachte die Leute zum Wippen.

»Das ist doch der vom Fenster unter uns!« stellte Brenda als erste fest. Richtig, er war blond und er faßte sich auch so an die Brust. Kein Wunder, daß er sich hier in seiner Wohnung scheinbar nie bewegte, wenn er im Fernsehen alles gab. Es war Eminem.

Nun wollten wir aber doch mal genauer hinsehen, wenn nun schon Eminem persönlich ausgerechnet unter uns wohnte. Jetzt war es zu dunkel, aber morgen würden wir ausgiebig zu ihm aufschauen. Brenda überlegte, sich das Buch von Rob McGibbon zu kaufen – »Eminem – the real fucking story« und dann unter uns zu klingeln, um sich ein real fucking Autogramm zu holen. Ich riet ab. So ein Skandal-Rapper wollte bestimmt zuhause seine Ruhe haben, um neue Skandale zu erfinden. Wenn er so gern am Fenster stand und da vermutlich grübelte, sollte man ihn besser nicht stören. Sicherlich tüftelte er an neuen Hits oder dachte an 8 Mile.

Wir diskutierten die ganze Nacht und konnten kaum schlafen. Wie er wohl hierher gekommen war, welche Songs er hier unter uns geschrieben hatte, wie ihn der Blick auf die Straße inspirierte. Klar hatten wir manchmal laute Musik von unten gehört und uns darüber geärgert. Wir wußten ja nicht, daß das Eminem war, der vermutlich arbeitete. Natürlich würden wir fortan immer Verständnis dafür haben. Unser

Mitbewohner sollte seine Kreativität voll entfalten können.

Kaum war es einigermaßen hell draußen, daß man was sehen konnte, liefen wir vor das Haus und schauten hinauf. Eminem stand an seinem Fenster, die Sonne schien voll auf ihn. Um ihn herum war es blau, sehr blau, seltsam blau. Da erkannten wir unseren Irrtum – Eminem war ein Handtuch. Der Rapper auf blauem Untergrund. Ein dämliches, lebensgroßes Handtuch, das sich der picklige Sohn der Nachbarn ins Fenster gehängt hatte. Wir waren riesig enttäuscht.

Was macht ein sogenannter Skandal-Rapper im Maßstab 1:1 auf Frottee? Wo ist da der Skandal? Soll sich das Jungvolk mit ihm die Füße abwischen? Den Hintern oder noch schlimmer? Von wegen »real fucking« Handtuch! Ziehen die jungen Männer dann auch Eminems Gesicht mit durch? Brenda und ich wollten uns das nicht weiter ausmalen. Wir redeten nicht weiter darüber. Auf jeden Fall hatte der Nachbarsjunge noch Anstand bewiesen, indem er den platten Frottee-Eminem ins Fenster hängte und ihn nicht benutzte.

Im Fenster macht sich Eminem nützlich, er ersetzt die Jalousie, schützt vor der Sonne und stellt einmal mehr alles in den Schatten. Genau das, was er will.

Andy Leuthe

Andy Leuthe beschäftigte sich in der letzten Ausgabe mit den Erfurter Bars: »Der Master ist nicht im Home«. Mehr von ihm unter www.gagstanze.de





Lost in the Back-Office

Mit der Agenda 2010 werden die Arbeitsämter immer schöner, die Arbeitslosen aber müssen umziehen

Kommen wir in das »Kundenzentrum« der Zukunft, empfängt uns das »Front-Office« als »Clearingstelle«, in dem der Kunde »Eingangsberatung, Erstprofilung und Bedarfsfeststellung« über sich ergehen lassen darf. Hier erfolgt die Klassifizierung der Kunden in »Markt-«, »Betreuungs-« und »Integrationskunden«, was soviel heißt, wie leichte, schwere und hoffnungslose Fälle. Erst wenn er seine Arbeitswilligkeit und Leistungsbereitschaft nachgewiesen hat, darf er den Bereich des »Back-Office« betreten. Hier erfolgen dann Leistungsberatung und -entscheidung, die »Zahlbarmachung materieller Leistungen« sowie die »Erteilung der Arbeitserlaubnis«. Die JobCenter-Kunden werden von gut ausgebildeten »Fallmanager« beraten, die für maximal 75 »erwerbsfähige Hilfebedürftige«, also »Betreuungskunden«, zuständig sein sollen.

Jeder Job ist zumutbar

Was kann der als »arbeitsfähig« und »-willig« eingestufte Kunde nun erwarten? Wird er entlassen, bekommt er max. 12 Monate Arbeitslosengeld (Alg) – egal wie lange er vorher versicherungspflichtig gearbeitet hat; bei über 55jährigen sind es sogar 18 Monate! Daß er sich in dieser Zeit überall und für jeden Job bewerben muß, versteht sich inzwischen von selbst.

Ist er dennoch mehr als 12 Monate arbeitslos und »arbeitsfähig«, bekommt er Alg II, die neue »aktivierende Grundsicherung« in Höhe von 331,- (Ost) bzw. 345,- Euro plus Miete. Darin ist schon eine Pauschale von 16 Prozent für Möbel, Bekleidung etc. enthalten. Zudem hat er unter bestimmten Voraussetzungen (beim Übergang von Alg zu Alg II) Anspruch auf einen monatlichen Zuschuß von 160,- Euro im ersten und 80,- Euro im zweiten Jahr. Damit wird das Alg II für Langzeitarbeitslose – trotz gegenteiliger Bekundung der Bundesregierung – aller Voraussicht nach unterhalb, höchstens aber auf der Höhe der jetzigen Sozialhilfe liegen.

Und auch für Alg II-Empfänger gilt: Jeder Job ist zumutbar, egal ob Qualifikation, Lohn oder Entfernung zum Arbeitsplatz stimmen. §10 des o.g. Gesetzesentwurfs: »Dem erwerbsfähigen Hilfebedürftigen ist jede Arbeit zumutbar«. Lehnt man z.B.

einen Job am anderen Ende der Republik aus welchen Gründen auch immer ab, wird das als »Arbeitsverweigerung« titulierte – ein Zynismus, der seinesgleichen sucht. Es folgt die Kürzung des Bezugs für 3 Monate um 30 %, bei Wiederholung um weitere 30%. Die unter 25jährigen dürfen sich auf vorübergehende komplette Leistungssperre einstellen.

Doch so einfach ist es dann doch nicht, das heißbegehrte Alg II zu bekommen: »Erwerbsfähige Hilfebedürftige und die mit ihnen in einer Bedarfsgemeinschaft lebenden Personen haben in eigener Verantwortung alle Möglichkeiten zu nutzen, ihren Lebensunterhalt aus eigenen Mitteln und Kräften zu bestreiten.« (§2) Was hier begrifflich verschleiert wird, heißt im Klartext eine Verschärfung der bisherigen Arbeitslosenhilferegelung: Es gibt nur Geld, wenn Partner, Eltern oder volljährige Kinder den »Hilfebedürftigen« nicht unterhalten können. Hat man etwas Geld als Sicherheit auf dem Sparbuch, muß auch das erst verbraucht werden. Zum Beispiel hat ein 40jähriger Arbeitsloser mit einem »Geldvermögen« von 8200,- Euro kein Anspruch auf Alg II.

Die Folgen

Zwei von den Sozialdemokraten erwartete Folgen des neuen Gesetzes können getrost in den Mülleimer der Geschichte geworfen werden: Senkung der Erwerbslosenzahlen und Schaffung von mehr existenzsichernden Beschäftigungsverhältnissen. Die offizielle Arbeitslosenstatistik würde hingegen nach alter Manier gedrückt: Wer sich der entfesselten Mobilität verweigert, be-

Arbeitslosigkeit ist keine schlimme Krankheit«, pflegte ein Freund Anfang der 1990er zu sagen, während er sich über Jahre dem Arbeitszwang erfolgreich entziehen konnte. Diese Zeiten sind längst und entgültig mit den Gesetzesentwürfen der »Agenda 2010« vorbei, die in diesen Wochen im Bundestag und Bundesrat »gelesen« und abgesegnet werden. Ab 1. Juli 2004 soll die »Grundsicherung für Arbeitssuchende« (Arbeitslosengeld II/ Sozialgeld) als Teil des »Gesetzes für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt« in Kraft treten. Was uns dann blüht, wird derzeit noch unter pseudosozialen Begriffen wie »Eigenverantwortung« und »Kundenorientierung« verkauft.

Profiling im »JobCenter«

Zunächst wird sich an der Sprachfront betätigt. Aus der »Bundesanstalt für Arbeit« wird zukünftig die modern klingende »Bundesagentur für Arbeit«, die ihre Kunden über die zu »JobCentern« umfunktionierten Arbeitsämter verwaltet und klassifiziert. Daß der Kunde dort wie ein König behandelt wird, läßt sich jedoch schwer vorstellen.



kommt kein Geld und fliegt aus der Statistik oder wird erst gar keine Alg beantragen.

Barbara Stolterfoht, Vorsitzende des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, bezeichnete die Gesetzesvorhaben der »Agenda 2010« als »massivsten sozialpolitischen Kahlschlag der Geschichte der Bundesrepublik.« In den Studien der Sozialwissenschaftler Rudolf Martens und Ulrich Schneider, die Ende Juli veröffentlicht wurden, weisen sie darauf hin, daß durch die Einführung des Alg II auf Sozialhilfeniveau die Zahl der Sozialhilfebezieher um 60 Prozent von jetzt 2,8 auf 4,5 Mio. steigen würde. Die faktische Sozialhilfequote stiege damit sprunghaft von 3,4 auf 5,4 Prozent, bei Kindern und Jugendlichen von 6,7 auf 9,2 Prozent. Absolut würde die Zahl Minderjähriger auf Sozialhilfeniveau von 1 Million auf 1,5 Millionen zunehmen. Damit wäre jeder zehnte Minderjährige von Sozialhilfebezug abhängig. In den meisten Großstädten würde der Anteil der sozialhilfeabhängigen Kinder im nächsten Jahr auf 30 Prozent steigen.

Im 15. Jahrhundert wurden die Bettler im Zuge der Professionalisierung der Armenfürsorge in »arbeitswillige«, »arbeitsunfähige« und »arbeitsunwillige« kategorisiert. Damit wurde das Problem der Armut aus dem gesellschaftlichen Kontext seiner Ursache herausgelöst und individualisiert. Auch im weiteren Verlauf der Geschichte wurde immer wieder diese Scheidung zwischen denen, die angeblich nur auf der faulen Haut liegen, und denen, die sich redlich um Arbeit bemühen, forciert. »Wer arbeitet, soll auch essen!« heißt die urprotestantische Disziplinierungsformel bis heute. Sollen sich »Markt-« und »Betreuungskunden« doch gegenseitig die Köpfe einschlagen.

Inzwischen, so hört man, geht auf dem Arbeitsamt schon öfter mal jemand wütend mit dem Feuerlöscher auf seinen Arbeitsvermittler los. Ob mit der »Agenda 2010« auch in dieser Hinsicht eine Disziplinierung der Arbeitslosen eintreten wird, bleibt zumindest abzuwarten.

Daniel Tanner

Quellen:

- »Die armutspolitischen Folgen der Zusammenlegung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe« – Ergebnisse der aktuellen Expertisen von Dr. Rudolf Martens und Dr. Ulrich Schneider. Download unter: www.paritaet.org/gv/infothek/pid/
- www.agenda2010.de
- Jungle World v. 20. 08. 2003
- junge welt v. 06. 08., 09./10. 08., 23./24. 08. 03

• weitere Diskussionen und Material unter: www.labournet.de

Mehr als penetrant – Theodor W. Adorno würde 100

Adorno würde 100. Eigentlich nichts Besonderes. Alt werden die meisten, das ist kein Verdienst, bemerkte einst mein Großvater selig. Der würde zwar erst 96, aber recht hatte er damit wohl trotzdem. Irgendwann würden wir also alle 100, ganz gleich ob wir das nun noch erleben oder nicht. Adorno beispielsweise erlebt das nicht mehr, er ist tot.

Soweit so gut, denke ich, aber nein, um Himmels Willen, denke ich, mit Adorno muß etwas faul sein, besser gesagt: etwas faul gewesen sein. Warum sonst wird er einem von den bürgerlichen Medien gegenwärtig bis in den Zwölffingerdarm und weiter penetriert? Von dem, was an den Universitäten passiert, einmal ganz zu schweigen. Irgendwas stimmt da nicht. Aber was? grübele ich. Marx ist schließlich auch tot. Der würde immerhin schon 185 geworden sein. Zugegeben, 185, das wäre wirklich ein bißchen viel. Vorsichtshalber schlage ich erst mal bei »Meyer« nach: »Adorno, Theodor W. ... Philosoph, Soziologe ... Mitarbeiter am Institut für Sozialforschung Frankfurt (Main) ...« lese ich. Eigentlich unverdächtig. Ich werde also nicht schlauer und die Frage bleibt: Warum nur werden wir fortwährend mit Adorno zugeonnert? Nun will ich Ad-

orno nicht unrecht tun, dazu kenne ich ihn zuwenig, aber wenn die bürgerliche Presse einen Großen feiert, dann riecht das sehr verdächtig nach Triebsublimierung und institutionalisiertem Widerstand. Wenn etwas so gefeiert wird, dann kann das keine Bombe sein. Das ist sehr verständlich. – –

Wieder Erwarten doch Erlösung: September 11th 2003, Adorno würde endlich 100 geworden sein – ein beinahe metaphysisches Ereignis: Ich höre einen Vortrag anlässlich dieses Jubiläums, da werde ich inspiriert und schreibe, wie von magischer Hand bewegt, folgende Verse nieder:

SEX BÜRGERLICH

Hemdchen aus, Hose runter
Bettchen rein, Decke drunter
Licht geht aus, kommt sich nah
Händchen hier, Händchen da
Schwänzchen Höh', Schlitzchen auf
Mami unten, Papi drauf
Zunge, Zunge; lecken, lecken
Penis Vagina reinstecken
Hoch und runter, wieder raus
Küsschen Schatzi, Küsschen Maus
Danke, Zigarette – aus.

Alexander Platz



ROTER ELEPHANT

Café
&
Restaurant

Allerheiligenstraße 4
99084 Erfurt
0361/5 61 28 87

geöffnet Montag-Freitag
ab 17 Uhr
Samstag-Sonntag
ab 11 Uhr

Inhaber Reinhard Matthias
Matschie



www.henner-sandwiches.de

Montag-Freitag 9.00-20.00 Samstag 9.00-17.00
Wiesengasse 8 99084 Erfurt Telefon 0361-6546691



C. D. Spinne: Das Schwert was das Boot ist (1998)
Offsetdruck, 66 x 48
Jg. 1965, lebt in Erfurt

Schonung

Von Christoph Steier

Arm steht die Wintersonne im schneegrauen Himmel. Eisig geht der Wind über die verkommenen Felder, wie kleine schwarze Kinderzähne ragen die Quader aus dem zertretenen Schnee von Buchenwald. In der Ferne ein Anfang von Wald, Buchen, Äste, Rippen. Nach Auschwitz keine Poesie, nach Buchenwald eine Reise. Ein Tagesausflug in die deutsche Nacht.

Wie meine Knochen nur wieder klappern, hart und achtlos schlägt der Wind in die Hosen, ob eine dritte – ? Sie alle sind erschüttert. Der Führer, so heißt es auch hier, macht seine Sache gut. Leise, noch immer betroffen, nach der hundertsten Gruppe – still can't see how people can do this to other people ..., unsere Engländer nicken. Deutschland spricht europäisch und unsere ausgetauschten Tommys bleiben nur acht Tage. All diese fremden Leute. Ich kenne niemanden. Ein paar Namen, Noten – Dies ist meine letzte Reise.

Hinab in den Henkerskeller, zu den Fleischerhaken. Einige zittern, die Bilder im Geschichtsbuch. Ich will es nicht sehen und werde am Eingang warten. Allein.

Ich sitze auf einem Stein. Bedeutet er? Natürlich. Erinnere. Rosengarten, 123 polnische Häftlinge erfrieren oder verhungern 1939 im Stacheldrahtverhau. Es soll Sonntagsausflüge gegeben haben, Menschenzoo. Was suchen wir?

Ich werde auch verhungern. Ohne Kapo im Nacken, Gewehr im Rücken, Hund auf den Fersen. Keine Schergen. Nur ich. Und doch verhungere ich. Sie haben es gesagt. Wieder und wieder. Drei Monate, wenn es so weitergeht. Ich so weit gehe. Sie wollten mich nicht fahren lassen, verlöre ich ein weiteres Pfund. Ich verlor zwei, sie ließen mich ziehen. Hier her, wo für einen Kanten Brot gestorben wurde. Sie hätten meinen haben können. Doch ich bin zu spät, wie / immer. Am vollen Tisch verhungern, still can't see how people can do this – to themselves ...

Wie konnte ich das nur sagen, nein, kein Vergleich mit dem Unvergleichlichen. Das ist nicht fair. Ich bin kein Jude, kein verdächtiges Subjekt, es ist längst Sommer in Deutschland, auch im Januar. Kein Jude, kein Verdächtiger, nur ein weiterer Fall von Anorexie? Ein Junge, obendrein. Nein, kein Vergleich, sie wurden erniedrigt, verstümmelt, gehetzt und gehenkt wie Vieh, verhungert, verdurstet, zu U-Boot-Wolle gemacht, Lampenschirme – kein Vergleich. Es ist eine Schande, seit sie meinen Tod wissen, hören sie plötzlich zu. Doch ich habe nichts zu sagen, wenn doch, nur Schamloses. Als wäre mein Bewacher von der SS ... Und doch schneidet er mich ab, von allem. Essen? Luftbrücke? No way, sagt unser Gastschüler immer.

Gleichgültig fährt der harte Wind durch meine verbrauchten Glieder. Ein Engländer, klein, proper, rothaarig, kommt die maroden Treppen vom Henkerskeller herauf und packt seine Brote aus. Ich würde gern rauchen. Doch beides, Stulle und Rauch, ist hier wohl mächtig daneben. Auch geht es schwer, meiner Lunge fehlt Wasser, Kapillarenverödung. Was soll man hier nur machen – Verhungern und Stopfen, Weinen und Lachen, Verzweifeln und Hoffen, nichts paßt. Wie geht Erinnerung? Wie lautet der Auftrag?

Vorhin, am Menschenstein, war meine Hand viel kälter als die menschenwarme Platte. Schwindel beim Bücken. Ein Hase schlägt sich in den rissigen Waldrand, wie können kahle Äste, nackt, dürr, nur so schnell dunkel werden?

Eine kleine Bruchstelle tut sich auf in meiner eisstarrten Maske. Eine Träne, eine. Nicht für mich, nein. Das verdiene ich nicht. Vielleicht für die Juden, die Verdächtigen, die anderen. Wie geht Erinnerung? Oder meine Eltern, die paar Freunde, die das nicht verdient haben, mich. Schon ist sie im Taschentuch verschwunden, eisig vernarbt auf der Wange die Bruchstelle. Es ist gut. Ich bin ruhig. Dieser Ort ist die Hölle, für immer. Still don't know how, auch diese Frage werde ich hier zurücklassen. Es ist gut. Dies ist die Hölle, ich bin ruhig. Was sollte ich noch fürchten?

Der Wind von Buchenwald ist kalt und er streicht über das verkommene Land, als suche er nach all dem Ausgelöschten, als wäre, tief verborgen, noch ein Weg zurück. No way. ☒

Christoph Steier, geb. 1979 in Bielefeld, anschließend Tinglefeld, seit 2000 Student der Literatur- und Kommunikationswissenschaft an der Uni Erfurt. Peterknecht-Literaturstipendium 2001/02, ansonsten unbeschriebenes Blatt.

Der letzte Akt

Von Kerstin Holzheu

Kerstin Holzheu, geboren 1985, Wohnort Erfurt, Schülerin, Eobanus-Hessus-Schülerförderpreis 2003, Veröffentlichung in Gedichtanthologie

Ich laufe durch die Straßen, es ist noch relativ früh und der Großteil der Stadtbürger hat gerade erst angefangen zu arbeiten. Die kleinen Cafés sind leer, vereinzelt finde ich ein bebrilltes, zeitungslisendes Gesicht, das mich grüßt und ich grüße zurück, ohne in der Früh zu wissen, wen ich grüße. Der Tag ist wie eingeschlafen, müde hängt der Rauch einer Vergangenheit in den dünnen Ästen der Bäume. Und auch die Sonne ist noch in Träumen, kann sich nicht entscheiden, ob sie scheinen will. Auch ich kann mich nicht entscheiden, was ich tun soll. Ich laufe durch die sonst vollen Verkaufstraßen, dezent geschmückte Kaufhausfenster blicken mich an. Meine Schuhe klappern auf dem Kopfsteinpflaster, der Ton hallt an den Häusern wieder und verebbt schließlich. Es ist frisch, mein Mantel dünn und ich friere. Frühling soll es sein, doch noch immer zieht es mich nicht hinaus und nur Leon, der mich für seine Arbeit braucht, kann mich bewegen, in die erste Kälte der Stadt zu fahren. Ich bin zu früh dran, Leon erwartet mich erst in einer halben Stunde. Das passiert mir oft, zu früh dran sein, oder auch zu spät. Heute war nicht einmal der Wecker nötig, eine unruhige Nacht hielt mich wach und so laufe ich in einem eigenartigen, gedämpften Schleier durch die Straßen. Ich kenne hier schon jedes Haus, jede Ecke, jeden Baum. Im Sommer saßen wir oft hier, Leon und ich, und haben über Gott und die Welt geredet. Über seine, kleine Welt. Über Pinsel und Acrylfarben, über Leinwandqualitäten und Skizzenpapier.

Ich gehe Brötchen kaufen, Leon mag warme Brötchen. Der dicke Mann hinter der Kasse schaut mich erstaunt an, er kennt mich, glaube ich. Vielleicht kennt er mich in Gips oder in Stein.

Langsam tropft die Zeit, wie ich so durch die Straßen schlendere. Irgendwann gehe ich zu seinem Haus zurück, ich klinge bei ihm. Lange tut sich nichts. Dann öffnet er. Ich gehe die vielen, kalten Steintreppen hoch. Sein Zimmer ist im obersten Stockwerk, des besseren Lichtes wegen, wie er immer sagt. Als ich oben ankomme, steht die Tür offen. Und eigenartig ist es, die knarrende Tür zuzuziehen und in einem totenstillen Nebelraum anzukommen. Leon ruft mir ein Hallo entgegen und schon sehe ich seine hellwache Gestalt. Er sieht verändert aus. Das klare Gesicht, die hellen Augen, die markante Nase, der energische Gang sind geblieben und dazugekommen ist ein weicher Blick, fast ängstlich, und anstatt mir in die Augen zu sehen, auf mich zuzukommen, fliegt er hektisch durch den Raum, mit gesenktem

Kopf und ungewöhnlicher Geschäftigkeit, ich glaube, er hat die Nacht nicht geschlafen. »Brötchen!« sage ich und gucke ihn an. Leon dreht sich um, zu den Staffeleien hin. »Setz dich doch«, sagt er, seine Stimme ist trocken, ich glaube, er weiß gar nicht richtig, daß ich da bin. Ich bleibe stehen, das einzige Sofa ist mit einigen Tischtüchern übersät, Bettlaken auch, alle zu bunt, um seinem Geschmack zu entstammen. Ich lege meinen Mantel ab, obwohl es ziemlich kalt in Leons Wohnung ist. Eigentlich ist es nicht seine Wohnung, eher eine Arbeitsstelle mit einem Sofa, auf dem er ab und zu schläft. Ich gehe in die provisorische Küche, eine Ecke aus Waschbecken und Herd, manchmal ist noch ein Kühlschrank da. Dieser ist allerdings leer, nicht einmal Butter für die Brötchen ist da. Zum Glück steht eine Dose Kaffeepulver herum, kein echter Kaffee, aber gut genug. Ich koche ihn und Leon macht die Musik an. Es ist Mozart. Er macht immer Mozart an, wenn ich da bin. Wir setzen uns auf das Sofa und ich schaue auf seine Bilder. Alle noch in Arbeit, bunt und wild durcheinander. Arbeiten, Akte, die ich als Skizze gewesen bin. Ein Bild, nein, zwei Bilder kenne ich nicht. Es ist ein dürres Mädchen darauf, dürrer, als ich es jemals war. »Wie geht es dir?« fragt Leon, während er in seinem Kaffee rührt, den Boden sucht, zu den zwei mir unbekanntem Bildern schaut. Er scheint auf keine Antwort zu warten. Ich sehe ihn an, von ihm zu den Bildern. »Was tust du grad so?« presse ich über meine kaltgewordenen Lippen. Leon rutscht auf der Couch von links nach rechts, sieht mich nicht an. »Akte, viele viele Akte, Impressionen, was mir so zu dir einfällt und so«. Das »und so« kam schnell, eine Wendung seines Blondschofes zum Fenster. Ich stehe auf, gehe zum Bad, ein kleiner Flur ist da und ich sehe Bilder von mir hängen. Sehe mich liegend, sitzend, das Bein angewinkelt und flach. Ein Stein, meine Büste. Mozart hilft uns, die Stimmung ist müde oder auch verkrampft, das kann man so früh noch nicht unterscheiden. Ich setze mich wieder zu ihm und seh ihn an, versuche seine Augen auf mich zu lenken. Frage, ob wir anfangen wollen. Oder ob er etwas von den Brötchen wolle, sie seien noch warm. Leon schaut mich an, fast mitleidig. »Ja, ich



C. D. Spinne: Das Boot was das Schwert ist (1998)
Offsetdruck, 48 x 66

habe Hunger, laß uns aber erst arbeiten«, flüstert er mir zu und schnell suche ich die Decke, den Ölradiator und meine Kleider zusammen, lege mich hin und frage, was ich tun soll. Er schaut mich an, begleitet jeden meiner Griffe, das Herabstreifen des Pullovers, das Weglegen des Schals, greift zu einem Pinsel und schleicht von Fenster zu Fenster, läßt die Rolläden herunter, bis nur noch ein fahles, dunkles Licht auf mir ruht. Er sitzt vor mir, ich blicke ihn an. »Du hast zugenommen?« fragt er gleichgültig. »Nein«, sage ich und sehe die zwei unbekanntenen dünnen Frauenbilder vor mir tanzen.

Zwei Monate hatten wir uns nicht gesehen, ich war unterwegs gewesen und er auch. Nicht erreichbar eben, ich frage ihn nicht, wo er war. Es war nie eine Frage der Verpflichtung gewesen zwischen uns. Wenn wir zusammen waren, waren wir dennoch frei. Eine Freiheit, die nicht wehtut, da man sie vergißt in anderer Gesellschaft. Wir hatten es geliebt, zu lieben und dennoch zu hassen. Wir hatten uns betrogen und hatten uns gern gesehen in unserer Freiheit, die wir behaupteten zu brauchen.

»Leon«, frage ich, er arbeitet, kneift die Augen zusammen, mißt mich mit jedem Bleistiftmillimeter, läßt mich den Kopf schräg halten, nach vorne beugen, die Augen schließen. Er hört mich wahrscheinlich gar nicht. Ist woanders, entflohen von hier. Als er fertig ist, legt er den Block weg, setzt sich zu mir,

heißt mir, mich hinzulegen und streicht mit seiner Hand über meinen Arm, meinen Kopf, mein Gesicht und meinen Hals. Wehmütig blickt er. Es ist eine eigenartige Situation. Ich will seine Hand greifen, will ihn fassen, doch er steht auf und blickt seine Skizze an. Lange steht er so, blickt von mir auf seine Bilder. »Das ist übrigens Therese«, sagt er und zeigt auf die zwei neuen Bilder. »Du kennst sie, sie studiert mit dir«. Ich kenne keine Therese und selbst wenn ich sie gekannt hätte, hätte ich sie nicht vor Leon gekannt. Ich ziehe mich an, frage, ob ich eine alte Skizze haben kann. Eine unnütze, ungebrauchte. Ja, sagt er und scheint froh, in seinen Abstellraum fliehen zu können, gibt mir sogar meinen Stundenlohn, den ich seit zwei Jahren nicht mehr von ihm wollte. Er schaut mich an, flüstert etwas von arbeiten und viel zu tun. Ich sage, ich hätte noch eine Verabredung mit Armin, ob er sich noch an Armin erinnern könne. Ich gebe ihm einen Kuß auf die Wange, er umarmt mich und ich überlege kurz, ob es wirklich zu spät ist. Ich gehe aus der Wohnung und als ich die Tür zuziehe, denke ich an die Brötchen, die er nun wegschmeißen wird. ☒

Kohlrüben vs. Kapitalismus

Von Volly Tanner

Geburtstagsparty 2003. Meine ehemalige Punkrockfreundin Alarm wird dreißig Jahre alt. Neun permanent haarende Kläffer umspringen zweiundvierzig Exrevolutionäre und mich. Meine schwarze Jeans ist völlig verfluselt, der hunderzeugte Lärm erhöht mein dem Konsum hunderter Punkrockkonzerte geschuldetes Tinitusrisiko, gereicht werden frischgepresste Säfte aus eigener Produktion (he?? mitten in Leipzig, was ist denn wirklich in der gelben Plärre drin??), ökologisch einwandfreier Wein, der nicht knallt und Süppchen aus aller Herren Länder. Die Kohlrübe, auch als Kakerlake der Pflanzenwelt bekannt, im ersten Weltkrieg zu Marmelade und Schuhcreme verarbeitet, kommt wieder zu Ehren. Man raucht etwas Gras, hört grauselige Musik aus der Kifferundergroundschublade (natürlich völlig unbekannt – jeder einigermaßen erfolgreiche Musiker ist ja schon ein Verräter an der Revolution) und döst vor sich hin.

Volly Tanner
geboren 10 Jahre und einen
monat nach NENA, literat,
moderator, broilerfeti-
schist, schreibt gerade
sein zweites buch »BERLIN
SOLL BRENNEN!
ROCK AND ROLL!«,
ex social beatnix,
katzenfreund, heterosexuell
geprägt,
www.volly-tanner.de,
trinkt gern einen über
den durst, motto seines
daseins:
NON SERVIAM! ...

»Hier wird im Sitzen gepinkelt, Schwanzträger, sonst gibt es was aufs Freßbrett!«, ein netter Gruß, während ich auf der Toilette meine Hosen herunterlasse, um meinen Darminhalt dem ewigen Kreislauf zuzuführen. Kratziges Klopapier, kein Duftstein sondern eine eigentümliche Geruchsmischung aus Cannabis und verdaulichem Tofu und natürlich nur korrekte Lektüre. Biographien von irgendwelchen Anarchisten, die irgendwann alle abgemurkt wurden, sollen mir das Leben als Aufrührer schmackhaft machen. Ihr jeweiliges Ende unter dem Baseballschläger oder mit dem kleinen Eingang im Hinterkopf läßt mich eher an der Logik dieser Welt zweifeln. Werden nicht die meisten Gutmenschen von der Masse der Spezies Homo Sapiens frühzeitig ausgeknipst?? Jubelt der gemeine Autoschlosser der Grün-Alternativen Liga zu oder ist das Los des kritischen Mitmenschen nicht eher Vereinsamung und der Genuß von massenhaft warmer Spucke im Gesicht?

Durch die dicken Schwaden errauchten Sauerstoffmangels entspannt sich eine Diskussion über Kindererziehung, autoritär, anti-autoritär, antipädagogisch, während die Bambini (welche natürlich absolut gesund ernährt sind – immer die richtigen Vitamine, kein Fast Food, eher permanent irgendwelcher Algenmampf aus Hinterjapan und zerriebene Möhrchen) mit ihren jetzt schon verkorkten Lungen kämpfen. Klein-Bakunin spielt derweil mit etwas hartgewordenem, bräunlichem Runden, was vor drei Ta-

gen den Verdauungstrakt eines verlausten Kötters namens Gorbatschow verlassen hatte. Er schafft es, die Kruste einzudrücken, landet beim Kern der Dinge und steckt es sich genüßlich erst in die Nase und dann in den Mund. HMMM, lecker!!

Kante hat den Vorkavarrat der Hausherrin gefunden, geleert und beschäftigt sich damit, witzige Bilder mit urinierenden und kopulierenden Hasen auf die Wände des Kinderschlafraums zu zeichnen. Mit wasserunlöslichem Edding, großflächig und unwahrscheinlich existenzialistisch.

Es wird immer noch diskutiert, diesmal über die Leistungsfähigkeit eines mit »Freier Energie« angetriebenen Teslamotors, oder geht es um die Hoferer-Wasser-Methode, das Problem mit den Illuminaten, Reinkarnation im Körper eines gemeinem Kochkloppses, der gerade ausgerufenen Politik linksautonomer Vordenker?

Man weiß es nicht so richtig, auf jeden Fall kommt die Party nicht in Schwung. Die ersten Gäste verkümmeln sich in ihre verrotteten, aber dafür schon bei mindestens fünfzig Open-Air-Festivitäten mit allem Möglichen besprenkelten Schlafsäcke auf den Dachboden.

Ich habe jämmerlichen Durst nach schnellwirkendem Alkohol. Das Bier ist natürlich längst alle, da es ja eine Mitbringparty war und alle nur irgendwelche Salate angeschleppt haben, von denen mein knapp dreiunddreißigjähriger Magen Rock-and-Roll-Überschläge bekommt.

Einer der Kläffer versucht mein rechtes Bein zu penetrieren. In der Küche stürzt der dem Turm von Babel ähnlich aufgebaute Abwasch in sich zusammen. Ein drei Lenze zählendes, sabberndes und von oben bis unten bekleckertes Menschchen schreit...

Die Augen meiner Gastgeberin sind auf irgendeinen Punkt im Universum gerichtet. Supernova oder intergalaktischer Krieg, scheiß-egal!!!

Ich gehe vor die Tür, atme den wunderbaren Abend in Mitteleuropa tief in mich ein, wanke durch die Stadt und zurück an meinen Schreibtisch, schalte den Computer ein und schreibe den ersten Satz meines Millionenbestsellers »Alternativen zum Jetzt!«.

Eine Veränderung der gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Lage erfordert einen wachen Geist, interessante Alternativen und Menschen, die in der Lage sind, gegen jede Widerstände und Manipulationen durch eine reizüberflutete Umwelt ihre Ideen in die Tat umzusetzen! ☒



Von Sven Hoffmann

Jg. 1970, lebt in Erfurt

SCHAU WIE EBEN

schau bitte nicht
als wäre ich dein Favorit
schau wie eben

schau bitte nicht
als würde ich
dir gefallen
schau wie eben

schau bitte nicht
so tief, als würde
dein Herz höher schlagen
schau wie eben

schau doch bitte nicht
als würde es diese
Nacht überdauern
schau wie eben

schau bitte wie eben
wie diese Frau
die am Morgen danach Fehler
bereuen will

FALLBEIL

die Zimmerluft aufgeladen
Wort wie Gewehrsalven
sollten treffsicher deine
Unterstellungen auskontern
mein Mund war entsichert
und durchgeladen
letztlich drehtest du nur
lächelnd deinen Kopf
aber Behauptung ist nun mal nicht
das Gegenteil von Enthauptung
und
meine Argumente sind der Keil
in deiner Guillotine

NOSTALGISCHER ATEM

meine Blicke versuchen noch
meinen Finger zu fangen
der über die CD-Hüllen rattert
da fällt mir so eine Art Scheibe
in die etwas verkniffenen Augen
eigentlich zu viel Blues für mich
aber schon mit Liebe gekauft irgendwann
mein Atem auf der Scheibe
ist plötzlich eine Vorstellung von Träumen
und während ich ihn an meinen Ärmel wische
werde ich zum Gefangenen vor der alten Filmmaschine
die Musik weint zu meinen Stummfilmen
später lege ich dann bestimmt wieder LPs auf
das Kaminknistern der Sitzenbleiber

AUFGESCHÜTTELT

›schon mal ans aufgeben gedacht
fragte ich den alten Hausmeister
der Tag für Tag die Blutspuren
auf dem Gehsteig vor den Hochhaus
weg machte
›macht doch wenig Sinn, oder
er schaute nicht auf, nur
›ich gehe halt auch gern in ein
frisch gemachtes Bett
sagte er achselzuckend

Von Jonas M. Wetzel

geb. 1974 in Erfurt, Ab- und Zudichter

MORSCHER SEELEN

Durch Fensterglas dringen Montage
von Morgen
Montage von Morgen,
Vor den Fenstern war etwas – Nichts.
Uniform leuchtet ein Brustpanzer
vom Straßenecke
Morgen, was ist das?
Ich werde niemals wieder kehren,
Ein Straßenfeger verschwindet in der
Dunstglocke.
Ein Philosoph beugt sich hinab,
„Morsche Seelen“ singt ein Vogel im
blauen Lüftchen.

IM KABINET IST WAS LOS

Ich bohre ein Loch
In den abgewetzten Mantel
Der Zeit
Hoppla, da kommt
Zisterne geflogen!
Reife Früchte belagern
Die Stadt
Dem Schemel fehlt
Ein Bein
So falle ich immer tiefer.
Da kommt der Boden!

DA IST ETWAS IM ANZUG

Hinter den Stromschnellen
Da kau' re ich!
Wenn Geh-zeiten vor
Über sausen.
Schneckenhäuser ohne Häuser
Häuserlos!
Kirchenschiffe in schwarzblauer See,
Fortgerissen von den Strömen;
Wenn Schiffe tobend im Meer versinken
So wie Du und ich!
Wie die Häuser der Schnecken,
Riesen im Uni-versum,
Nun Staub und kaum gesehen
Da kauere ich,
Hinter den Stromschnellen
Und warte auf etwas noch Größeres.

AM ENDE DER SCHAUFEL

Am Ende der Schaufel
Ist der Stiel
Zum Heben
Zum Heben heb ich die Hand
Werfe zwei versteckte Sterne nach oben
Auf der Treppe
Auf der Treppe, die nirgendwo hinführt
Berge, die weisen
Weisen den Weg und rühren sich nicht,
Dort Sand, der Berg war
Weist den Weg zur See
Wo Spiegelbilder gemalt sind
Ins Blaue,
Ins Blaue führt eine grüne Treppe.
Da stehe ich und schaufle,
Das Loch im Boden wird größer...
Und der einstige Riese immer kleiner.

Mittelalterliches Erfurt
Brandneues Buch zu einem uralten Thema

Es gibt Nachrichten, die lassen einen wieder an das Gute glauben. Die lassen einen vergessen, daß wir in einem armen Land leben. Das öffentliche Bedürfnisse nach Kultur ist angeblich nicht mehr zu befriedigen, weil es nicht mehr zu bezahlen sei. Ein mittlerweile vielzitiertes Beispiel ist die Pflege wertvoller historischer Kunst- und Bauwerke. Zwar ist Denkmalpflege unser aller Pflicht (zumindest vor dem Gesetz), immer weniger wollen aber etwas in sie investieren. Allen voran geht der Staat. Auf seiner Suche nach Sparposten ist er schon längst in diesem Terrain fündig geworden. Privatleute und Unternehmen fragen sich seitdem immer öfter, warum sie sich für die gemeinsame Aufgabe engagieren sollen, während sich der Staat klammheimlich zurückzieht. Doch Ausnahmen bestätigen die Regel. So lehrt es zumindest ein jetzt erschienen Buch, das sich der lokalen Kulturgeschichte Erfurts annimmt und öffentliches und bürgerschaftliche Engagement vereint: Die Herausgeber und Autoren, die sich – wie das Buch belegt – nicht nur beruflich mit der Bau- und Kunstgeschichte Erfurts beschäftigen, wurden unterstützt

von der Kulturförderung des Thüringer Kunstministeriums und vom Erfurter Architekturbüro Hans Herb.

»Erfurt im Mittelalter« widmet sich einer kulturellen Blütezeit Erfurts, über deren Niveau man nur staunen kann. Im 13. und 14. Jahrhundert gehörte die heutige thüringische Landeshauptstadt nicht nur in die erste Reihe deutscher Großstadtmetropolen, sondern war auch Kunstzentrum von nationalem Rang. Künstlerische und bauliche Zeugen dieser Zeit werden in den zwölf Einzelaufsätzen des Buches vorgestellt. Die Auswahl zeigt dabei ein recht weit gefächertes Spektrum. Es reicht von einer bloßen Mauer (!) im Andreasviertel – die von einem Kunst- und Bauhistoriker zum Sprechen gebracht wird –, über einen neun Quadratmeter großen Bildteppich – an dem im Ursulinenkloster jahrzehntlang gestickt wurde – bis hin zu klassischeren Betrachtungsgegenständen: profane und sakrale Bauwerke. Sie werden von meist völlig neuen Seiten betrachtet, wie z.B. die Predigerkirche oder das Chorgestühl im Dom. Ein wohl über hundert Jahre langer Rattenschwanz von Legenden und Wahrheitsverdrehungen wird in dem Aufsatz über die E-Burg abgeschnitten. Demnach ist die Humanistenstätte in dem berühmten Erkerzimmer an der Kirchhofgasse eine praktikable Erfindung.

Die Autoren öffnen auch ganz neue Töpfe: Themen, von denen man bisher in Erfurt sehr selten etwas vernahmen konnte, wie beispielsweise die Veränderungen an mittelalterlichen Kirchen in der Neuzeit – bis hin zu der reflektierenden Selbsthinterfragung des Buchtitels: Wie mittelalterlich sind Erfurts mittelalterliche Denkmale eigentlich? Das alles zeigt das kritische Bewußtsein, mit dem Herausgeber und Autoren an die Sache gingen. Da läßt es sich gespannt hoffen, was da noch kommen mag. Das Editorial verrät nämlich: Mit dem Band »Erfurt im Mittelalter« ist eine neue Schriftenreihe ins Leben gerufen. Sie soll zukünftig weiteren Untersuchungen zu Kunst- und Baudenkmalen des Thüringer Raumes ein publizistisches Forum bieten – ein unverhoffter Lichtblick in prosaischen Zeiten?

Klaus Baum



Mark Escherich, Christian Misch, Rainer Müller (Hg.): Erfurt im Mittelalter. Neue Beiträge aus Archäologie, Bauforschung und Kunstgeschichte.
312 Seiten, 111 Abb., Lukas-Verlag, Berlin 2003, www.lukasverlag.com

Fahrten ins Sediment
Gedanken zu Maik Lipperts Gedichten

Maik Lippert, ein Erfurter (Kleinfahrer), Frankfurter und Berliner Autor läßt im 13. Heft der parasitenpresse köln ahnen, wie sehr doch die Lyrik mit Sinn und Form aneinanderheften.

Hier nun tun es gerade zwei Heftklammern mit grobem Packpapier auf vierzehn Seiten; d. h. acht Gedichten. Schon, wenn man mit seinen Fingern den Texten folgt, scheint man zu fühlen: Lyrik kann man begreifen. Nur acht Texte? Weniger ist nicht nur manchmal mehr. Während sich manch auf Erfolgskurs wählender Verseschmied der Komposition des aberhundertsten Textes nähert, konzentriert sich in diesem »Vorgespräch auf einen Gedichtband« alles auf den Text.

Nichts ist hinter einem festen Einband versteckt, kein Umschlag schützt die Texte (vor Kritik) und keine Grafik kann ablenken.

Lipperts Texte sind an lokale Gegebenheiten gebunden (Städte, Bahnhöfe ...). Die Zeilen seiner Texte sind so strukturiert, daß sie den Leser mitnehmen. Durch den Zeilenbruch werden die Sinneinheiten immer

aufs Neue variiert: »gefühllose tiere in der u -bahn / so siehst du sie / im durchzug / wie zur blanken / fahrt.« Das Gedichtende ist nie zufällig und schließt den Text sauber ab. Das ist Handwerk im besten Sinne. Wie jeder Lyriker kann auch Lippert auf Liebesgedichte nicht verzichten. Warum auch nicht, wenn sie in so spröder Zuneigung, ohne jegliches Klischee auskommen. Diese Muse darf ihn getrost häufiger küssen:

CAFÈ ATLANTIK

sieh doch die zwei
wie sie händchen halten
zwei tische vor uns
der junge mit der kapuzen-sweatjacke
das mädchen ganz miss
petrolio
wie süß sagst du
ich schmecke im mund noch
die suppe nach
möhre ingwer
möhre ingwer
so streich ich dir übers shirt
deine brustwarzen fühlen sich spröde
an
wie trockenerbsen

Das hat doch Stil. Maik Lippert läßt in seinen Texten die Dinge des Alltags, kombiniert mit zurückhaltender Erotik, niemals

das Gefühl aufkommen, daß er dem Leser etwas vormachen wollte. Seine Sprache, die auch Elemente der Achtziger Jahre aufgreift, seine Vorliebe für chemische und geologische Prozesse und ihre verschmelzenden Eigenschaften sind immenser Bestandteil seiner Sprache.

Georg Maurer versuchte einmal die Genres der Literatur kurz und bündig zu unterscheiden: »Epik breitet Welt aus; Dramatik konzentriert sich immer auf die Widersacher innerhalb dieser Welt und Lyrik beschränkt sich auf die Aussage eine wovon auch immer bewegten Ichs.« Nun hat es Lippert als erfahrener Autor, der auch Prosa schreibt und Träger des Wolfgang-Weyrauch-Förderpreises ist, irgendwie anzustellen, seinen ersten großen Wurf zu landen. Vielleicht kann dann der Kritiker, bei mehr Texten, endlich auch etwas zum Verreißen finden.

Stefan Schütz



Maik Lippert: Fahrten ins Sediment. Gedichte
14 Seiten, parasitenpresse köln 2003, <http://metropolis.de/parasitenpresse.html>

Vergessen Sie Ihre bisherigen Manuskripte und schreiben Sie einen Roman

Erfahrungen mit dem Literaturbetrieb

2001 dachte ich, das ist der Durchbruch: Wolfgang-Weyrauch-Förderpreis beim Lyrikwettbewerb »Literarischer März« in Darmstadt, danach Stipendiat beim Klagenfurter Literaturkurs (der sogenannten Häschenschule, die einige Tage vor dem Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb stattfindet). Doch recht bald kam die Ernüchterung:

Preise und Stipendien sind nicht alles

Das gilt um so mehr für einen Debütanten (einen Autor ohne Einzelveröffentlichung in einem Verlag; was keinesfalls Selbstverlag oder Kostenzuschußverlag meint). Insbesondere die Renommier-Verlage freuen sich darüber, wenn ein Buch mit Preisträgerschleifchen herausgebracht werden kann. Doch ist das längst kein Anlaß mehr, einen Autoren ins Programm zu nehmen (wenn es nicht gerade der Ingeborg-Bachmann-Preis oder eine Auszeichnung von ähnlichem Kaliber ist). Meist gibt es auch schon eine »junge, vielversprechende Stimme« im Verlag mit vergleichbaren Ehrungen.

Beziehungen sind das A und O

Es hat wenig Sinn, an sogenannte renommierte Verlage (oder auch im Literaturbetrieb anerkannte Zeitschriften) Manuskripte einzusenden, wenn Sie nicht den Namen eines Ansprechpartners kennen. Nach Möglichkeit sollten Sie auch über einen persönlichen Bezug verfügen, den Sie im Anschreiben erwähnen können (beispielsweise, daß Sie ihm bei einem Wettbewerb oder der Lesung eines Verlagsautoren begegnet sind). Womöglich kann sich Ihr Ansprechpartner an Sie erinnern und Ihr Werk wandert vielleicht nicht auf den Haufen hunderter unverlangt eingesandter Manuskripte. Sollte es dennoch dann nicht klappen, erhalten Sie zumindest kein fertiges Formschreiben, sondern eine qualitative Absage mit mehr oder weniger umfangreicher Begründung.

Noch besser sind natürlich Fürsprecher, z.B. Autoren, die bereits erfolgreich im betreffenden Verlag erschienen sind. Auch erfahrene Literaturagenten, mit guten Verbindungen können dazu geeignet sein. Diesen Personen sollten Sie dann aber auch das Handeln überlassen. Versuchen Sie nicht, auf eigene Faust »nachzufassen«, d.h. telefonisch nachzufragen, ob das Manuskript gelesen wurde, ob Interesse daran

besteht etc. Andernfalls könnte es sein, daß sich die Lektorin bzw. der Lektor »in die Zange genommen« fühlt und es ablehnt, überhaupt noch etwas für Sie zu tun.

Jung, weiblich, Roman hat nach wie vor die besten Chancen

Seit Erfindung des »Fräuleinwunders« scheint sich eine gängige Marketingschiene für Debüts durchgesetzt zu haben: jung, weiblich, Roman. Das mögliche Denkmuster dahinter: Wie soll im medialen Zeitalter ein unbekannter Namen das Publikum interessieren als durch ein ansprechendes Bild von sich und dem betreffenden Buch (Die Titel wechseln, etwas Vertrautes muß aber sein: Das Wort »Roman«, damit der Leser doch ein ungefähre Ahnung davon hat, was ihn erwartet). Sie sollten also mindestens zwei von drei Eigenschaften vorweisen.

Wenn Sie älter als 35 Jahre sind (und keine angesehenen Autoren in der Verwandtschaft haben, woraus sich medientauglich eine Familiensaga »bauen« ließe), versuchen Sie es besser gleich mit dem »klassischen« Roman, d.h. einem Prosa-Manuskript von mindestens 120 Seiten mit stetig wiederkehrender Personage und durchgehenden Handlungsbogen. Steht ein eher komischer Zeitgenosse im Zentrum Ihres Textes, so können Sie es auch mit einem Episodenroman wagen, in dem das Handlungsgeschehen ruhig in Anekdoten und Geschichten mit wechselnden Personen und Kulissen zerfallen darf (wie Sie das vielleicht auch von historischen Schelmenromanen kennen).

Ein Erzählband wird Ihnen aber versagt bleiben. Begründung: Literatur ohne das Wörtchen »Roman« im Untertitel verkauft sich angeblich schlecht. Bei einem Erzählband müßte jede Geschichte ein »Knaller« sein. Verlagsvertreter müßten den Buchhändlern in drei Sätzen erklären können, worum es in einem Buch geht, warum er das Buch im Laden haben sollte etc. Wohlwollende Lektorinnen und Lektoren werden Ihnen raten, Ihr Manuskript dahingehend zu überarbeiten, vielleicht eine äußere Rahmenhandlung für die Erzählungen zu finden, ggf. Personen umzubenennen, damit doch noch etwas Romanartiges herauskommt. Eine bekannte Literaturagentin könnte es Ihnen etwas direkter sagen: Vergessen Sie Ihre bisherigen Manuskripte und schreiben Sie einen Roman.

Mit Lyrikdebüts lohnt es sich heute kaum,

jemanden von den Renommier-Verlagen anzusprechen. Die meisten haben diesen Bereich vollkommen aufgeben oder Debüts sind limitiert auf eine möglichst »junge, vielversprechende Entdeckung« pro Jahr. Da werden schon einmal Ratschläge erteilt, wie: Versuchen Sie es doch im Eigenverlag, wenn es anders nicht geht. Wohlwollende Lektorinnen und Lektoren werden Ihnen vielleicht mitteilen, daß Sie gern ein Romanmanuskript vorlegen dürfen, wenn Sie über ein solches verfügen, daß in so einem Fall der Druck Ihres Gedichtbandes zu einem späteren Zeitpunkt erwogen werden könnte.

Schriftsteller im Nebenberuf gelten wenig im Literaturbetrieb

Autorenkolleginnen und -kollegen, denen Sie bei Lesungen und Wettbewerben begegnen, werden Ihnen vielleicht dazu gratulieren, daß Sie noch einen Brotberuf haben. Der freie Schriftsteller lebt doch eher asketisch (Bestseller-, Renommier- und Kultautoren ausgenommen). Literaturagenten und Großverlage wollen Sie aber, wenn die Entscheidung für Sie gefallen ist, voll und ganz. Schließlich sollen Sie möglichst nur noch schreiben, damit das nächste Buch pünktlich fertig wird. Aus Dank dafür wird man Ihnen vielleicht bei Bewerbungen um Literaturpreise und -stipendien helfen (ggf. auch nachhelfen, soweit entsprechende Einflußmöglichkeiten bestehen).

Eigenwillige Debütanten halten sich besser an Kleinverlage

Sie werden kein üppiges Honorar erhalten, aber vielleicht Anerkennung erfahren und können Ihren Eigensinn bewahren, d.h., Ihren Schreibstil ohne »faule« Kompromisse verfolgen, Gedichte und Kurzgeschichten aus Prinzip verfassen, weil Sie diese vielleicht für eine expressivere literarische Formen halten angesichts unepischer Lebensläufe, allgemeiner Schnellebigkeit im Zusammenleben und in der Kommunikation (Anrufbeantworter, E-Mail, SMS), Ihren Brotberuf beibehalten, weil Sie diesen als Reibungsfläche mit dem Alltag für Ihr Schreiben benötigen etc.

Maik Lippert

Maik Lippert, Jg. 1966, nebenberuflicher Autor, lebt in Berlin und manchmal auch in Kleinfahner, siehe auch Rezension seines Lyrikbandes auf S. 21

Dichtung und Dichter sind für sich betrachtet oftmals grundverschieden dasselbe. Kein Wunder also warum in der Dichtung ein kleines ›ich‹ steht – und folgerichtig fällt. Wobei zu bemerken ist, daß das große ICH und ich, das kleine, durchaus verschmolzen sind, als verbindendes Element hingegen schmiegt sich Hohn, Verzweiflung und die Muse an, davon aber später mehr. Das Vorkommen jedenfalls eines großen ›Dicht‹ in Dichtung ist bei näherer Betrachtung schon einsichtiger. Erinnert aber andererseits auch an einen mit Flachs bewaffneten Handwerker, der es leckenden Rohren austreibt, als an einen feinsinnigen hammerlosen Schmied der Reime. Flachs jedenfalls im Kopfe, nebst Grillen, geistigem Treibgut, schlendernden Assoziationen. Der Citoyen im eigenen Kopf, Gedächtniskathedrale und Katheder, Schläge mit dem Stabreim. Oder auch nur Schlendrian, Seelenflachs, welches zur Garbe gebunden faul in der Sonne trocknet und knistert. Nebenbei heißt faul nicht unbedingt untätig sein, aber das ist eine andere Frage.

Doch zurück zur Dichtung. Dichthalten sollten diejenigen, die aus dem kleinen ein großes ICH machen und nicht auf den Gedanken kommen können, die Welt vor ihrem Innenleben zu bewahren. Selbiges aber hat -Methode- und darum geht es auch im folgenden. Das große ICH, das große Trallala, self providing, Präsentation, Rhetorikkurse, Sparkassenwettbewerb junger Menschen an der Börse. Das ist das, was

ICH Rampensau – du leben – erhängt

Von Peter Heilbronn

ICH heute auszumachen scheint und fragt, wessen Börse gemeint ist. Sich selbst zum Event kreieren, kreative Kreatur. Lachende junge Menschen auf jedem Stück Papier, in Hochglanzglätschern die in unsere Köpfe kalben. Immer gut drauf, immer alles in Ordnung – na wie geht's – wen interes-

Ratgeber, Rätsel raten, Rad schlagen, aufs Rad gebunden.

sierts. Wir alle müssen das Leben einfach positiv nehmen, positiver Wellenreiter unter strahlendblauem Himmel und in Farbe. Alles das ist das trainee, wellness für Wahnsinn, fit for fun, fun is Fanta – alles Darsteller des eigenen Stücks. Sind wir alle nicht etwas – Rampensau – alles Rampensäue, die ICH spielen auf der großen Bühne in zu engen Anzügen. Aber wohlgemerkt. Wo aus Freundlichkeit Bares und aus Geltung Geld gerinnt. Rampensäue sind wir nicht als solche. Man muß ganz pünktlich sein, adrett und angemessen gekleidet, für Kreative sieht das Drehbuch mal ein rosa

Hemd vor, der Ingenieur trägt Jeans und Bart. Selbst der Weihnachtsmann hat immer einen roten Mantel und weißen Bart von Coca Cola, wäre er sonst einer?

Ein Beispiel. Als Bewerber hat man keine Kür. Hier gehorcht alles wie alles andere auch. Die Mappe aus teurer Pappe, pünktlich sein, Unterschrift mit Federhalter. Ratgeber, Rätsel raten, Rad schlagen, aufs Rad gebunden. Doch weiter hier. Freundlich, aufgeschlossen, anschiemgsam und interessiert, warum nun das hier. Freundlich sein trotz knirschender Angst. Schmeicheln, schleimen ohne so zu wirken, aufrecht gehen trotz Gebücktheit ist halt ein Korkenzieher. Wir schreiben curriculum vitae – und meine schnöde Erwerbsabfolge – Leben nach Maß – Leben nach Maßgabe, nach dem Büchlein ›Ratgeber für Bewerber des mittleren Managements‹. Diese Spiele sind keine und noch nicht einmal unsere. Doch weitergetrieben. So schön gelernt du kleine Rampensau, vorgetragen, ICH gespielt und - - - leider abgelehnt. »

Comic: Ulf Salzmann, Jg. 1976, lebt in Weimar

FRAUENMÄNNER



» Die große schöne Blase, aus dem ICH geht die Luft aus zum kleinen ich, das ungebrauchte, das überflüssige, das nutzlose. Geh nach Hause!

Doch Einhalt! Nicht so schlimm. Schmerz und Angst. Ich bin schuld. Versagt, es ist dir versagt, Schicksal, Hader, Hades, Orpheus, Licht am Ende des Korridors zur guten Stube und dann einen Kakao. Versagen ist doch der beste Humus der Dichtung, der Dung für Flachs, der rottende Mist auf dem sich fette Träume mästen. Quälende Nächte gebären schwere Reime, Omnipotenz und feuchte Decken. So braucht man einfach Abstand, das zu ertragen. Man kommt nach Hause, die Tür geht zu mit Schild ›Privat, no disturb, das Boot ist voll. Da sein. Einfach nur Dasein in purer Unmittelbarkeit. Eins mit sich selbst, das Werden zur Ruhe gekommen, hier bin ich zu Hause, hier darf ich dichten, schlummert Poesie und die Muse kostet meine Zeilen. Seelenschatz ist -dieses- Ich. Das wahre, das tiefe, lyrische, das wirkliche, das dritte Ich, was so nicht sein darf und trotzdem drängt, genannt das Innenleben. Mit Schamanen tanzt man die innere Einheit, das Eins mit dem Kosmos. Was wir nur wirklich wirklich wollen, das ist was zählt. Darauf ein Pfeifchen. Das große ICH ist Illusion, obwohl es wahr ist. Auserwähltsein überwindet das Unverstandensein.

Dies Dasein als allgemeines Dasein, das einfache darf es nicht geben, und das ist das Kreuz um die Rose. Dieses gibt es nicht, nur wenn man nicht bedarf, keine Bedürfnisse mehr, die andere erfüllen müssen, wie die Tüte O-Saft. Ab in die Kartause, beschränke dich du kleines, du schönes einziges Ich in der Kartause, weniger ist mehr, was ich nur wirklich wirklich will. ›Maul auf, sag ich, Bier rein, die Faust geballt und entspannt – progressives Muskeltraining, nicht verspannen, lieber schreiben, einen neuen Sinnspruch, ein neues Gedicht, Geschichte, einen Roman, eine Trilogie, einen Einkaufszettel. Doch es muß doch weitergehen. Gestärkt hoffnungsvoll öffne ich die Tür. Ich bin nicht mehr Ich, weil ich nun ein Betrieb bin, eine ICH-AG, eine PSA mit DNA, eine Menschmaschine, ein Einmannbetrieb, ein Einzelkämpfer, ein Einzelkampfplatz für den seelischen Frieden, auf Erfolgskurs mit der Magie des trainee mit dem zukunftsfreudigen Lächeln, was aufgeschlossen hofft, die Türen aufzuschließen und ist es doch nun schon nicht mehr einfach wie vorhin. Es hat seinen Schatten in den Träumen, Zweifeln, Hilfeschreien hinter der Tür ›Privat«. Ich

bin also Nicht-Ich, weil ich ein Betrieb bin, weil ich mein Betrieb bin, mein Körperhaus ist der Betrieb, mein Kopf der Vorstand, einstimmig beschlossen. Dichten geht nur abends. Muß mich kümmern, nicht zu verkümmern, umtriebig sein, mich regen, betriebsam. Aber auch das ist falsch, weil Ich doch immer noch Ich -bin- und jaule und dichte und denke und träume und Türen schlage und wütend schreie während ICH lächelnd Straßenbahn fahre mit Schlipps zum Vorstellen, zum Vorspielen, zum Vorspiel, die einzige Vergewaltigung mit Vorspiel, die ein Leben lang dauern kann. ICH bin also Betrieb und doch nicht. Was bin ich, doch Betrieb, denken zwischen Scyl-

Daß ICH Betrieb bin, weil ich betrieben bin – weil man mich betreibt! – gerade weil ich getrieben bin, weil ich bedarf, bedürftig bin, weil ich Tüte O-Saft will und keine Einheit bin mit dem Nirwana.

la und Charybdis? Das Geheimnis ist die Methode. Täusche dich nicht. Daß ICH Betrieb bin, weil ich betrieben bin – weil man mich betreibt! – gerade weil ich getrieben bin, weil ich bedarf, bedürftig bin, weil ich Tüte O-Saft will und eben kein Schamane, kein Kosmos, keine Einheit bin mit dem Nirwana. Das bin Ich nur zu Hause mit Pfeife und Kakao.

Aber nicht nur das. ICH bin also Betrieb, weil betrieben, aber noch mehr, betrieben für andere. Das ist das Geheimnis meines Dichtens solange ich es brauch, solange man mich braucht. Das wäre ja auch alles nicht so schlimm, wenn Ich, wenn wir auch was zu sagen hätten. Haben wir eben nicht und wenn, wen interessiert – Na wie geht's – ach so ja – dann mach's mal gut – man sieht sich – ruf doch mal an – ja wenn ich Zeit hab. Wir müssen ihnen mit Bedauern mitteilen und vieles bleibt erzählt und doch ungesagt. Also dichte ich, dichte ich alles ab, dichte mich ab, verdichte mich, bin Dichter und Verdichter von mir selbst. Suche nach Worten, ringe nach Ausdruck, ringe nach Abstand, drücke mich aus, werde ausgedrückt und weiterhin betrieben, wenn auch im Leerlauf, wenn auch im Rückwärtsgang, im aufrechten Krebsgang des Korkenziehers. – Lächeln nicht vergessen, steht auf dem gelben Zettel am Kühlschrank, positiv Denken ist physikalischer Vitalismus, das Leben als Batterie, dumm wie notwendig und nach Gebrauch vorschriftsmäßig zu entsorgen.

Nun bin ich dahinter gekommen, habe gesehen, gespürt, geleckt – bin geblendet, verheizt und verhunzt, alles hobbyhalber. Das -Ich- als Hobby, ist besser als gar keines. Das Ich nun gibt es, weil es Dichten gibt, aber auch, weil es ICH wird, der Form

halber, die Form wahren, formal gleich ist mit allen anderen Ich als ›Sie - meine Damen und Herren«. Wirklich aber doch ganz anders ist, nämlich Ich. Genauso nichts zu sagen hat und das Maul aufmacht nur für Bier und Reime und greinen und mal ein Pfeifchen mit Kakao. ›Und die Faust, Faust ist einfach der Titel eines Klassikers im Taschenbuchformat, sagt Procter und hat recht damit. Also nochmal, wie jedentags als ICH, natürlich und selbstbewußt, kreativ und engagiert, teamfähig gut drauf sein. Hier die Methode um betriebsam zu sein, biegsam zu sein, biegen ohne brechen, auf Biegen und Brechen klein sein und gut aussehen, funktionieren, fröhlich bücken ohne

Anstrengung mit dem Lächeln, was gekauft ist. ICH ist ein Plakat, vielmehr ICH -bin- ein Plakat, ein Aushang. Kurzum ICH bin mein eigenes Preisschild und dichte doch und gerade deshalb und wenn es mir nur gut gehen würde, ginge mir der Stoff aus und ich hätte – Hilfe – nichts zu schreiben, könnte mich nicht ausdrücken, keine bewegenden Bilder, wie schrecklich – wie schrecklich schön.

Weitergehen. Das wahre, das lyrische Ich hingegen ist nicht nur Privatsache, es -ist- die Privatsache. Und es ist eine Lüge, wie das lyrische Ich eben ist als Dichtung, erdichtet, erlogen, wiewohl es auch wahr ist und wiewohl es -notwendig- ist, der Platz zum Atmen, wahr in der Flucht, zur Ruhe kommen, zu Hause sein. Dasein können, einfach Ich sein dürfen und sei es nur in Versform. Glückssplitter auf einer Kugel voll Scheiße mit Waffel und Vanillesoße. Aber ohne das geht's nicht! Lyrisches Ich gehört zum ICH und zum ich sie bedürfen einander, bedingen sich und letztendlich sind sie nur eines, das ist die Tragik. Und auch komisch, kosmisch und nicht richtig, obwohl es wahr und wirklich ist, wirkend ist und Alltag.

Solch ein dreifältiges ›ich«, das dreifache, privat-öffentlich-lyrische ›ich«, eine solche RampenSAU, eins mit dem Nirwana, hat einen sehr alten Namen und dieser heißt -Knecht-. ☒

Peter Heilbronn, Zartbitterschokolade mit einem Schlag Heu, ausgewanderter Thüringer gestrandet im noch ärmeren Nordhessen, erfolgreich erfolglos aber zäh im Nehmen, liebt notorisch die Menschen, wenn sie nicht da sind, erträgt sie mit bitterem Entzücken, so sie anwesend

Jäger und Sammler – Die Rubrik für geschädigte Stadtmenschen! Hier wird in Zukunft von der Reinheit und der Würde der Natur berichtet. Geprüfte und empfohlene Wanderrouten spielen dabei ebenso eine Rolle, wie nichtnachprüfbar Sammelleidenschaften der Autoren. Aspekte des Gender-Mainstreaming werden – wie der Titel schon verrät – selbstverständlich berücksichtigt.

Das Gold der Ostsee

Statt eines Kommentars zur Pilzsaison, kommt der Bernstein zu seiner längst fälligen Huldigung. Von Daniel Tanner

Der Sommer war ein miserabler! Eigentlich sollte an dieser Stelle eine schöne Pilzkolumne stehen, in der die besten Pilzstellen im Thüringer Wald verraten und der eine oder andere hilfreiche Tip für das schadlose Überstehen der Pilzsaison gegeben werden sollte. Aber: die Trockenheit, klar, die hat dem Myzel zuge-setzt wie lange nicht mehr. Zum jetzigen Zeitpunkt sind Vorhersagen selbst für den Experten schwierig. Um allen Eventuali-täten aus dem Weg zu gehen, berichte ich lieber von einem anderen Sammelerlebnis, das mich gerade eingeholt hat.

Im Spätsommer verschlug es uns auf die Insel Hiddensee. Als Kind war ich nie auf Hiddensee. Meine Mutter sagte mal: »Dazu haben wir keinen Bezug«, was soviel hieß wie: Da kommen wir nie hin! Daraufhin dachte ich, nach Hiddensee kommt man nur mit Beziehungen – oder als Künstler. Beides hatten bzw. waren wir nicht.

Nun ist inzwischen alles anders und wir sind doch einfach so nach Hiddensee ge-fahren. Schon am Hafen von Neuendorf konnte man die ungestümen Wellen auf der anderen Seite der Insel hören. Wir gin-gen erst einmal ans Meer und Luise rief im heftigsten Sturmbräusen: »Das ist das beste Wetter für Bernsteine!« Ja klar, Bernsteine. Ich hab meine ganze Kindheit lang ver-sucht, auch nur einen Bernstein zu finden. Ob am Strand von Markgrafenheide oder an Rügens Steilküste – vergeblich. Sollte jetzt auf der bis dato unerreichbaren Insel meine gesamte Kindheit in Frage gestellt werden? Mich durchtrieb ein merkwürdiges Gefühl.

Am darauffolgenden Nachmittag gingen wir los. Die Sonne funkelte, die Wellen glit-zerten. Nach hundert Metern Strandmarsch war meine Geduld schon am Ende: »Es gibt keine. Es gibt schon lange keine Bernsteine mehr! Die sind alle!« – »Quatsch!« sagte Luise. Wir gingen weiter. Dann bückte sie sich und hielt etwas Kleines jauchzend in die Höhe. »Woher willst du wissen, daß das ein Bernstein ist?« fragte ich. »Das ist ein Bernstein! Ich bin langjährige Expertin. Das merkst du, wenn du drauf beißt.« Ich biß. »Aber vorsichtig! Der ist zerbrechlich« Ich wußte nicht warum, aber ich glaubte ihr. Und meine Sammlerleidenschaft war

plötzlich geweckt. »Die Bernsteine sind so leicht, daß sie sich im Seetang verfangen und immer oben drauf liegen«, gab sie mir als Tip mit auf den Weg. Ich blieb also vor einem großen Haufen Seetang stehen und scannte die Oberfläche nach etwas Golde-nen. Nichts. – Und wieder nichts. Ich zwei-felte. Dann ein paar Meter weiter – Luise hatte inzwischen schon den dritten, wenn auch kleinen Bernstein gefunden – fand ich etwas Gelbes im Sand. Aufgeregt lief ich zu ihr. »Ja, der ist schön, aber nur ein ›Durchscheiner‹, ein Stück abgeschliffenes Glas.« Ich sank in den Sand und hätte es fast Joachim Ringelnatz nachgetan, von dessen Hiddensee-Aufenthalt Asta Nielsen die schöne Geschichte berichtete: Immer wenn er Bernsteine suchte, war alles, was er fand, die Kneipe mit dem besten Korn und das Hotel mit dem besten Kaffee.



Aber nein, ich suchte weiter und fand noch einige gelbe Steine und Durchscheiner. Am Abend lag ich 0:9 hinten. Aber es war noch nichts verloren, redete ich mir ein.

Am nächsten Tag liefen wir schon um 8 Uhr 30 auf der Suche nach den Ergebnis-sen der Nachtstürme den Strand entlang. Nichts, aber auch gar nichts. Wir entwickel-ten die Theorie, daß es am Einfallswinkel der Sonne liegen muß, um den Bernstein reichlich zu finden. Und der war aus un-serer Erfahrung zwischen 15 und 17 Uhr am günstigsten. Also schlugen wir die Zeit tot und standen am Nachmittag wieder auf der Matte. Am Strand liefen viele Glücks-ritter umher, auf der Suche nach dem Gold der Ostsee. Der erste Blick verriet uns: Al-les Dilettanten! Sie stocherten mit Stöck-chen im Tang herum und zogen nicht mal ihre Schuhe dabei aus. Das Schlimmste, was wir sahen, war eine Familie, die mit Schaufeln und Suppenkellen bewaffnet, die riesigen Tangberge systematisch um-gruben. Der gesamte Standabschnitt glich

einem Kartoffelacker im Spätherbst. Nein, das war nicht unsere Art, wir warteten auf die Gabe des Meeres.

Die sanften Wellen umspülten unsere nackten Beine. Wir versanken immer wie-der knöcheltief im feuchten Sand. Zuver-sichtlich gingen wir weiter, die kreischen-den Möwen über uns. Plötzlich funkelte etwas im Wasser und ich wußte: Es war der Augenblick! Das Herz raste. Eine Welle noch nahm ihn zurück ins Meer, die näch-ste brachte ihn zurück und ich nahm ihn auf. Ich hatte sofort die Gewißheit: Es war ein Bernstein! Fingernagelgroß und gold-braun. Rundgeschliffen von der See. Ein Gefühl von Ewigkeit durchströmte mich. Für ihn war nun eine lange Reise zu Ende. Wahrscheinlich bei der Kurischen Neh-rung in Polen ins Meer getropft, brauchte der Harzbrocken tausende Jahre bis zum Strand von Neuendorf. Ich biß drauf und wußte: Das waren die unerfüllten Verspre-chungen meiner Kindheit. Auf Hiddensee gelangten sie zur Gewißheit. Die unheil-vollen Erinnerungen waren von einem Mo-ment auf den anderen wie weggeblasen: Es gibt sie doch noch!

Luise fand im Anschluß noch weitere unerhörte Bernsteine, so groß wie Radier-gummis, und am Ende gewann sie den Wettstreit souverän mit 17:1. »Aber den Schönsten«, so beteuerte sie mir immer wieder, »hast du gefunden.«

Als ich zu Hause meinem Vater die Ge-schichte von den Bernsteinen berichtete, sah er mich nur ungläubig an und sagte trocken: »Es gibt keine. Es gibt schon lan-ge keine Bernsteine mehr! Die sind alle!« Und nach einer kleinen Pause: »Aber nach Hiddensee, da würde ich schon gern noch mal hinfahren ...« ☒

Als Entschädigung für die klägliche Pilz-saison – für die wir freilich nichts können – verlosen wir ein Glas 2002er Trockenpilze (Maronen und Steinpilze), vom Autor eigenhändig gesammelt und nach al-len Regeln der Kunst luftgetrocknet. E-Mail bitte bis zum 25. Oktober an: die.rampensau@gmx.de

Auswärtssieg

Von Sid Eisengurrer

Haltet den Ball flach, heißt eine alte Fußballweise. Und so dachten wohl auch unsere rot-weißen Aufstiegsaspiranten nach der verkorksten Saison. »Dreimal haben wir das Thüringenpokälchen hochgehalten«, sagten sie sich wohl. »Alle guten Dinge sind drei, lassen wir's dabei. Das Spiel gewinnen: klar! Den Fans danken und ab in die Kabine.«

»So rollt der Ball aber nicht, meine elf Freunde!« konterte der ranghöchste Fußballoffizier Thüringens, um den feierlichen Fernsehauftritt beim MDR gebracht und zeigte die rote Karte.

»Wir kommen aus dem Osten und leben auf eure Kosten« – einer der beliebtesten Evergreens der Rot-Weißen auf dem Bieberer Berg – bestätigte sich rundweg.«

Wen nimmt nun aber diese hochklassige sportliche Revanche den Ball vom Fuß? Die meisten der damaligen Pokal(aller)kicker kicken mittlerweile in Nah und Fern und sicher auch in irgendwelchen tollen Landespokalspielchen. Also, läßt man halt die anderen ins Abseits rennen: Die neuen elf Freunde, den neuen Trainer, Michel, den Verein, die Fans, die Bratwurstbrater, die Alkoholfreies-Bier-Zapfer usw. Sippenhaft?

Sicher hätte sich mancher Dorfverein gefreut, Rot-Weiß-Erfurt zugelost zu bekommen, hätte die Tore und die Wiese neu gestrichen, die Kirmes auf diesen Tag verlegt, und für die Kids gäb's Luftballons in den Vereinsfahnen. Aber nichts. Strafe muß sein. Eins steht fest: Der oberste Befehlshaber des Thüringer Fußballs wurde

auf verwerflichste Art und Weise brüskiert, wurde im Gothaer Oval zwischen johlenen Rot-Weiß-Fans wie ein enttäuschter Stadionbesucher stehengelassen. Keiner schüttelte ihm die Hand. Das ist ehrverletzend. Da muß man Rückgrat zeigen, auch wenn sonst nichts mehr gerade wird.

Und das hat er gezeigt. Niemand kann behaupten, er hätte aus Trotz reagiert. Das wurde zunächst besprochen. Basisdemokratisch. Da wurde gewägt und abgewägt. Da wurden Experten gehört. Der Mann hat es sich gewiß nicht leicht gemacht. Aber da waren sicher auch noch seine elf blau-

gelb-weißen Freunde, die ihm den Rücken stärkten.

Nun gut! Der Mann hat genug gelitten. Was falsch verstandener Fußballwahnsinn hervorbringen kann, wurde mir zum Saisonauftakt unbarmherzig vor Augen geführt. Unsere Rot-Weißen mußten bei den bayerischen Dilettanten ran. Und weil die Bayern einen Tag des offenen Olympiastadiontors zelebrierten bzw. weil sie sich selbst feierten, durften alle gratis zuschauen. Bei den Amateuren, versteht sich. Zudem wurde rings umher eine Art Volksverdummungsfest mit Shoppingmeile und Trickbetrügerei veranstaltet. Da gab es alles mit Bayernlogo: Telefone, Versicherungsverträge, Plastebeutel, Gartenmöbel und Strom und natürlich Ramsch. Und



wer viel ramschte bekam Freibiermarken, was sich prächtig auszahlte. Ganze Sippen trugen Bayern-Trikos mit Elber. Er wird es ihnen sicher danken mit Toren in der Champignonliga. Es sei ihm und den Bayern gegönnt.

20 000 Menschen waren nach polizeilichen Angaben der Einladung gefolgt. Die meisten ergaben sich dem Kaufrausch oder der Bierseeligkeit. Wir Rot-Weiß-Fans harrten derweil auf das Saisonauftaktwunder. Vergeblich. Zweimal schlugen die besserverdienenden Amateure zu. Ansonsten Hitze inmitten bajuwarischer Labsal. Nur der beherzten urwüchsigen Einladung eines Mitgereisten* zu einer Achterbahnfahrt war es zu verdanken, das eine bajuwarische Trachtentruppe singend und klingend durch unsere Reihen tapste und die Launen der Rot-Weiß-Fans aufbesserte. Deeskalation auf höchstem Niveau.

Dann fuhren wir heim. Wohlwissend, uns keine allzu großen Hoffnungen zu machen, waren wir hoffnungslos enttäuscht. Doch schon eine Woche später keimte wieder Hoffnung. Und so weiter. Und so fort.

Dann war es soweit: Offenbach! Der Inbegriff Rot-Weißer Freude. Mit Uns-Üwchen, Svenje und Janek gings ab auf große Fahrt. Für unseren persönlichen Schutz hatten die Verantwortlichen bestens gesorgt. Mehrere Hundertschaften streng blickender Ordnungshüter dräng-



Kudernatschs Weisheiten # 02

Der Dirigent

Der Dirigent Der Dirigent
 Der hat ein schickes Röckchen
 Der Dirigent Der Dirigent
 Wedelt mit dem Stöckchen
 Der Dirigent Der Dirigent
 Es reichte auch ein Nicken
 Dann hätte er die Hände frei
 Und hätte er der Stöckchen zwei
 Dann könnte er nun stricken

Wimmer-Schinken

Der Schinken fing schon an zu stinken
 Der Mozzarella tat das noch schnell
 Der Käse machte viel Verwese
 Der Joghurt wollte nur noch fort
 Das Pflaumenmus sah haarig aus
 Beim Kühlschranks war der Stecker raus

André Kudernatsch, Jg. 1970, lebt in Erfurt und Leipzig - www.klappkautsch.de

Die nächste »Rampensau«-Nummer erscheint als Jahreskalender für 2004 im Dezember. Newsletter: die.rampensau@gmx.de



Grafiken: Janek el Cäsard
Jg. 1967, lebt als
freier Künstler in Erfurt

ten sich in unseren Fanblock. Der Verkauf von Gerstensaft wurde postwendend untersagt. Was wir dankbar annahmen. Die Brühe war eh zu warm. Deshalb gönnten wir uns nach hessischer Gepflogenheit einige Becherchen Äppelwoi. Der war kühl und schmeckte und brachte uns bestens in Stimmung.

Und ab ging's. »Wir kommen aus dem Osten und lebn auf eure Kosten.« Einer der beliebtesten Evergreens der Rot-Weißen auf dem Bieberer Berg bestätigte sich rundweg. Unsere elf Freunde tanzten nahezu brasilianisch die Kickers um Mittelfeldstar Akrapovic aus. Hebestreit machte sein Pflichttor, Kresin setzte noch eines drauf. Die mitgereisten Rot-Weiß-Freunde feierten, schwofen, sangen. Samba. Rumba. Äppelwoi.

Die einheimischen Stadionbesucher fielen zunehmend in demütige Stille.

Vielleicht gehen sie ja demnächst wie empfohlen zur Eintracht.

So ein Spiel birgt natürlich Gefahren. Dem Fußballwahn noch nicht gänzlich verfallen, muß man daraufhin sämtliche Reserven aktivieren, um nicht vollends ins Rot-Weiße Delir abzusacken. Ich war gewarnt. Die nächsten Tage kaufte ich nur eine Zeitung pro Woche, ging Club-Gesprächen weitläufig aus dem Weg, versteckte meine Dauerkarte. Das war nicht leicht. An jeder Baustelle krähten rot-weiße Streifen. Und vor jedem runden Gegenstand zappelten meine Füße. Von wegen schwanzfixiert.

Und doch, schon nach einer Woche war ich wieder ein ganz normaler Stadionbe-

sucher. Alles war wie immer, alles nigelte, weil olle Twardzik einen Ball verfehlte. Nun gut, nicht alles war wie immer. Ich wurde noch eingeladen und zwar in die VIP-Lounge des Rot-Weiß-Adels. Gut versorgt stand ich andächtig zwischen den Honoratioren und staunte jäh. Denn da stand er, Michel hat 's mir geflüstert, ganz nah, nur ein, zwei Schritte entfernt, der mächtigste Fußballfunktionär unseres Freistaats, der unbestechliche Oberwächter des Thüringenpokals, der Geschmähete von Gotha. Und wie er da so stand, mit fahlem Gesicht, tat er mir plötzlich leid. Ich wußte um seinen Schmerz: Er war noch nie in Offenbach. ☒

* Name und Anschrift der Arbeitsstätte der Persönlichkeit sind der Redaktion bekannt

NACHTFARBEN

Rockoperette

kleinkunstbrigade ANNA KRAM



Fr. 31. Oktober + Sa. 1. November
21 Uhr - Aula Ratsgymnasium

Meister Eckehart-Straße - Erfurt - danach: Party im Predigerkeller



Ein Projekt der kleinkunstbrigade ANNA KRAM im Kulturrausch e.V. Erfurt
Brühler Str. 50 - 0361 - 7 31 64 39 - www.kulturrausch.org
Mit freundlicher Unterstützung von Erfurt TV

